Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sch

(Frauenpla

P. o. germ.

1910 m/3 Tiedemann

Herzblut.

Roman

von

Oswald Tiedemann.

Dritter Band.

1855.

Prag.
Druck und Verlag von
Kath. Gerzabek.

Leipzig.
In Commission bei
Heinrich Hübner.

Siebentes Capitel.

Das Verhältniß Marc Aurel's zu Therese wurde ein immer intimeres. Es machte ihr Vergnügen, einen Mann vor sich zu sehen, den sie durch einen Blick, einen Händedruck regierte, der bald traurig, bald heiter wurde, je nachdem sie ihn empfing. Seine scheinbare Kälte wich mehr und mehr einer Gluth, die er bisher so meisterhaft verborgen. Dabei fühlte sie recht gut — hat doch jedes Weib dafür ein scharfes Auge — daß er sie wahrhaft liebte, daß sie ihn ganz ausfüllte. Zudem lag in Allem, was er that oder sagte, eine Offenheit und Redlichkeit, die am meisten da auffällt und befriedigt, wo man von diesen Eigenschaften am wenigsten besitzt; und Therese, die Baronin von Hellborn, hatte es zeitig gelernt, zwei der besten Tugenden abzustreifen.

Marc Aurel war zurückhaltend, bescheiden, mit

seltener Zartheit stellte er nie Anforderungen an ihre Liebe; er wartete, bis sie ihm gewährte, und was er so sehnlich wünschen mochte. So wurde er befriedigt, wenn sie ihm nur entgegenlächelte, die Hand inniger drückte, oder das Höchste, einen Kuß gewährte. Nie überschritt er diese Grenze.

Jedes andere Weib vielleicht würde diese Zurückhaltung Blödigkeit, eine allzu große Gewissenhaftigkeit, sentimentale Schüchternheit, und darum sehr unwillkommen, genannt haben; auf Therese machte aber gerade dieses Benehmen den besten Eindruck. Sie war ein gefallenes Weib mit kaltem Herzen, und es wird einem solchen immer schmeicheln, sich in eine Zeit zurückträumen zu können, wo sie noch ihre Ehre bewahrt und wo sie die Berechtigung hatte, unter den besten ihres Geschlechtes zu stehen.

Jeder Verlust ist empfindlich, und es wäre zum äußersten schmerzlich, sagen zu müssen, jede Frau könne aufhören, den größten Verlust, den ihrer Ehre, zu beklagen.

Aber Therese spielte ein Doppelspiel. Während sie mit Marc Aurel ein halb träumerisches Liebesleben durchspielte, wobei ihre Eitelkeit eine ungewohnte Befriedigung davontrug, dachte sie fortwährend an Arthur mit dem lebhaftesten Wunsche, ihm wieder

zu begegnen. Und, als wäre das Schicksal zumeist dem Verrath und der Sünde gefällig, sie sah den Grafen ein zweites Mal im Hippodrom.

In der reizendsten Toilette, mit dem Aufwand aller dahin zielenden Hilfsmittel, war sie geschmückt; nicht zufällig bloß an diesem Abende, sie hatte es an jedem gethan, in der Erwartung, daß er kommen würde. So viel hatte sie auch bereits gelernt, daß die meisten Männer durch anscheinende Gleichgültigkeit am sichersten gereizt werden, und sie schenkte ihm deßhalb eben nur eine verstohlene Aufmerksamkeit. Es giebt eine Art von Beobachtung, wobei man äußerlich wenig oder gar nicht betheiligt erscheint, und im Grunde doch Alles sieht . . .

Wieder waren die fremde Dame und der alte Herr an der Seite des Grafen. Eine unbehagliche Empfindung, eine Art Eifersucht ergriff Therese bei dem Anblick der erstern; sie ahnte, daß sie dem Herzen Arthur's nahe stände, in engen Beziehungen, und — eben so eigenthümlich als seltsam — sie wollte ihm das nicht verzeihen. Was sie gethan, wie sie gehandelt, zog sie nicht in Betracht, sie vergaß ganz und gar darauf, sie sah nur ihn, und daß er ihr treulos geworden. Es verletzte ihre Eitelkeit, daß er

sie habe vergessen, daß ein anderes Weib ihm habe so schnell gefallen können . . .

So schnell! Eine in ihrer Eitelkeit verletzte Frau verliert nur gar zu leicht Maß und Raum, aber Niemand mehr neigt auch zu einer Selbstentschuldigung. Am allerwenigsten mögen es aber die Frauen vergeben, daß man sie aufgiebt, selbst wenn sie es allein verschuldet, und eine Nebenbuhlerin vertragen sie niemals. Ihre Ungerechtigkeit und Unduldsamkeit geht so weit, daß sie selbst das einer anderen Frau nicht gönnen, was sie verschmäht . . .

All' die tausend coquetten Hilfsmittel, die einer Frau zu Gebote stehen und die jede erfinderisch genug im Augenblicke zu vermehren weiß, wandte Therese an, um die Aufmerksamkeit des Grafen zu fesseln. Mit innerster Befriedigung glaubte sie zu bemerken, daß es ihr gelang, denn er sah häufiger zu ihr hinüber und schien seiner Nachbarin zerstreute Antworten zu geben. Das Gesicht derselben drückte wenigstens Unmuth und Verwunderung aus . . .

Das wiederholte sich auch an einem zweiten Abend, und daß der Graf überhaupt kam, wurde für Therese das sicherste Zeichen, daß es ihretwegen geschah.

Inzwischen dauerte aber das Verhältniß zu Marc Aurel fort, und, als wenn sie befürchtet hätte, daß

sie sich gegen diesen verrathen könnte, verdoppelte sie sogar ihre Zärtlichkeit gegen ihn. An den Herzog dachte sie kaum mehr, und dann immer nur mit dem Wunsche, daß er noch lange fortbleiben möge. Es fehlte ihr an nichts, sie durfte nur fordern, und sie machte von dieser herzoglichen Munificenz einen verschwenderischen Gebrauch, obwohl es ihr nie einfiel, zu sparen und an den Fall einer Trennung von dem Herzoge zu denken, was möglicherweise immer einmal geschehen konnte. Für die Pracht ihrer Toilette und die Befriedigung launenhafter Einfälle, die sie bald dieses bald jenes zu besitzen drängten, verausgabte sie große Summen, aber alles zusammen hatte keinen reellen Werth, es war eben mehr Schimmer als Reichthum.

Die ungewohnte Ungebundenheit — es war das erste Mal, daß sie auf längere Zeit von ihrem fürstlichen Geliebten getrennt — schien ihr alle Vorsicht benommen zu haben. Sie beachtete nicht das etwas sonderbare Benehmen Friedrich's, der immer herumschlich, wenn er Marc Aurel im Hause wußte, als ginge er auf eine verborgene Fährte aus, und nie fiel es ihr ein, die Nachlässigkeit des Secretairs in der Vollziehung des ihm vom Herzog ertheilten Auftrages für etwas mehr als Dienstsaumseligkeit zu halten.

Marc Aurel machte sie zuerst auf den letzten Umstand aufmerksam, indem er äußerte, daß er den Secretair nicht bewegen könne, sich des ihnen gemeinschaftlich übertragenen Handels ernster anzunehmen, immer habe er Ausflüchte, wenn er ihn dazu aufforderе.

„Ach, lassen wir die Geschäfte!" meinte die Baronesse. „Es hat damit Zeit, bis der Herzog zurückgekehrt." Und froh, eine Gelegenheit gefunden zu haben, um zu erfahren, wie Marc Aurel, der seit länger es vermieden vom Herzog zu sprechen, über ihr Verhältniß zu demselben denke, fuhr sie mit der entschiedenen Frage heraus: „Wünschen Sie, Aurel, daß der Herzog bald zurückkehre?"

Aurel, der ihr gegenüber bereits eine größere Sicherheit gewonnen, erwiederte: „Ich weiß nicht, in wie weit ich denselben zu fürchten habe."

„In welcher Beziehung?" fragte sie coquett die Augen senkend.

„Darüber hab' ich nur Andeutungen. Um offen zu sein, so will ich gestehen, daß ich wohl darüber nachgedacht, welche Bande Sie an den Herzog knüpfen; nicht heute und gestern, alle Tage und Nächte von dem Moment an, wo ich Sie zuerst erblickt, war das mein Gedanke. Ich bin zu keinem Resultat

gekommen. Ich liebe Sie, Therese, liebe Sie mehr wie mein Leben — darf und kann ich Schlimmes von Ihnen denken? Nein, und abermals nein! sagte ich mir auf diese Fragen, und doch, und doch . . .“

Er hielt inne und sah sie mit einem unsäglich ernsten, vorwurfsvollen Blicke an. Er wußte wohl die Wahrheit, und hatte die Gewißheit bisher geflohen, wie man immer zaudert, an die Unwürdigkeit einer Geliebten zu glauben. Selbst wenn man die Ueberzeugung von ihrem Unwerthe hat, das edle Gemüth kämpft immer wieder dagegen an, bis es vernichtet sich der traurigen Wahrheit ergeben muß . . .

Eine Lüge schwebte auf den Lippen Theresens, eine große gewaltige Lüge, aber wie sie ihn so ansah, der seine großen seelenvollen Augen erwartungsvoll auf ihr ruhen ließ, da vermochte sie es doch nicht, und sie bedauerte nur, daß sie überhaupt den sterilen Gegenstand berührt.

Ihr Schweigen sagte ihm alles; aber ihre Verlegenheit, das Durchblicken eines letzten Restes von Scham auf ihrem Antlitz, machte sie bezaubernd, und er hätte kein Blut in seinen Adern haben müssen, wenn es nicht überwallend die Leidenschaft in ihm angefacht hätte. Er stürzte ihr zu Füßen,

und, ihre Hände mit glühenden Küssen bedeckend, stammelte er: „Liebst Du mich denn auch, Therese? Mächtig, allgewaltig, wie ich Dich liebe? Du bist schön, reich, ein vollendetes Weib, und dennoch hast Du Dich zu einem Kunstreiter herabgelassen? Rede, sprich es aus! Du liebst mich, nicht wahr? O sage mir das eine, eine Wort! Dein Lächeln, Dein Auge, Dein Händedruck, haben mir es längst geweissagt, aber gehört hab' ich es noch nicht von Dir, daß Du mich liebst!"

Die Gluth in seinen Worten, die seltene Leidenschaftlichkeit seines Wesens, die so gewaltig und unerwartet zum Ausbruch gekommen, riß auch sie unwillkürlich hin, und, sich zu ihm hinabbeugend, hauchte sie ihm leise zu: „Ja, ich liebe Dich! Aurel, werde Dich immer lieben!" . . .

„Du liebst mich?" Trunken vor Entzücken zog er Therese in seine Arme und preßte unzählige Küsse auf ihre Lippen . . . Sie duldete es still, widerstand nicht, erwiederte aber auch nicht das Feuer seiner Leidenschaft.

Er, selig, betäubt, glücklich wie noch nie, fühlte diesen Widerstand nicht, und sprach weiter: „Ich will nicht forschen, was Du dem Herzog gewesen, was Du ihm bist — eine Scheidewand zwischen ihn

und Dich! Es giebt eifersüchtige Naturen, die es auch auf die Vergangenheit eines Weibes sind — ich will nicht zu ihnen gehören, obwohl mein Blut nicht scheuer rollt, als der wildeste Strom in heißen Adern, obwohl ich eifersüchtig bin auf jeden Blick, den ein Anderer von Dir empfängt. Aber, Therese, süßes himmlisches Weib, Weib meiner Seele, nur werde die Meine! Laß uns fliehen, wohin Du willst, nur fort von hier, weit weg von Erinnerungen und Menschen, die Dir nichts sein können, als Druck und Pein. Mit mir sollst Du leben, als meine Gattin, und Alles, was ein Mann von Glück und Liebe aufzuhäufen vermag, ich will es für Dich erwerben!"

Daran hatte Therese nicht gedacht, nicht daran, daß er von Flucht und einer Heirath reden könnte; so ernst hatte sie das Verhältniß niemals genommen. Gewöhnt an Pracht und Luxus, in einer Stellung, die ihr jeden Wunsch erfüllte, Trägerin eines aristokratischen Namens — und das Alles sollte sie hinopfern um eines Mannes wegen? Und was war dieser Mann? Ein Mensch ohne Heimath und schimmernde Ehre, halb Abenteurer, halb von der Gesellschaft geduldet und ausgestoßen, ein Kunstreiter, ein Mensch, der sich für Geld producirte, ohne

Vermögen und Namen — ein solcher Vorschlag, wie er von ihm ausgegangen, wahrlich, er war fast zur Heiterkeit stimmend; er war eben so dreist als lächerlich, und nur das Mitleid machte, daß sie darüber nicht wirklich lachte; zürnen konnte sie ihm nicht.

Sie sagte: „Aber Freund, wo sind Sie mit Ihren Gedanken? Aurel, bedenken Sie die Zukunft. Sie ohne Vermögen, ich nicht minder, wie und von was sollten wir denn leben?“ Und mit diesen Worten glaubte sie genug gethan zu haben, um ihn nicht ganz aus seinen verwegenen Hoffnungen zu reißen.

„Ich will arbeiten, entbehren, damit Du nur nichts vermissest!“

„Das ist leicht gesagt, aber weniger leicht ausgeführt. Denken wir nicht mehr daran, an solche Thorheiten, die der Augenblick gebiert und die Sie selbst thöricht finden werden, sobald Sie ruhiger geworden. Ich könnte Ihnen fast zürnen, Aurel, daß Sie die Momente unseres Beisammenseins durch Vorschläge verbittern, die unausführbar sind.“

„Unausführbar?“ fragte er schmerzlich, aus seinen Himmeln gerissen.

„Gewiß. Geben Sie doch der Vernunft Gehör.

Sie verlangen, ich soll mit Ihnen die Welt durchwandern, Sie in ewiger Sorge, wie Sie uns erhalten sollen, ich mit Ihnen leidend und entbehrend. Wie lange würde das Glück unserer Vereinigung wohl dauern?"

„Ich habe einige Ersparnisse," sagte Aurel, ohne selbst zu wissen, was er sprach.

„Ersparnisse!" Sie lachte hell auf. „Ob ich wohl länger als eine Minute brauchte, um die Ersparnisse eines Kunstreiters durchzuzählen? Gehen Sie, gehen Sie, Aurel, Sie werden kindisch und fangen an mich zu langweilen. Ich brauche täglich ein neues Kleid, zu meiner Lebensweise mindestens gerade so viel wie jede andere reiche adeliche Dame — ich fürchte, Ihr Erspartes würde mit dem ersten Tage unserer Verbindung daraufgehen. Nichts mehr von diesen kindischen Geschichten!"

„Und vermag die Liebe diesen Flitter nicht zu ersetzen?" wagte er noch schüchtern einzuwenden.

„Sie sind wahrhaftig ein Ideolog, ein größerer Träumer, als ich vermuthet. Die Liebe bei trockenem Brod wird nie einen guten Geschmack haben, auch gehören robuste Naturen dazu, um das nur vierzehn Tage leidlich und ausführbar zu finden; meine Constitution ist zu sehr verwöhnt. Von Ihnen

wundere ich mich übrigens solche träumerische Dinge zu hören; die Leichtfertigkeit halt' ich für den Künstler für unerläßlich, und sie bei Ihnen nicht wahrzunehmen, macht mich fast besorgt um Sie und läßt mich Sie beklagen."

„Besorgt?" fragte er in einem Zustande, der sich nicht beschreiben läßt.

„Allerdings. Leichtes fröhliches Blut ist eine Lebensbedingung für den Künstler; wer das nicht hat, wird sich doppelt elend fühlen. Sagen Sie selbst! Ich erinnere mich von Ihnen gehört zu haben, daß die Kunst Sie nicht befriedigt; nun erst durch Sorge, Noth sich durchkämpfen zu sollen, wenn sie Einem bereits durch Neid, Kabale und tausend andere Widerwärtigkeiten vergällt ist — das würde ein Zustand zum Verzweifeln. Das schwere Blut, die düstere Anschauungsweise, sind schwarze Brillengläser, die schwärzesten, die es geben kann. Wo würde es mit unserer Liebe hinkommen, wenn wir auch nur drei Monate ein solches Leben fristeten? Denken Sie vernünftig, Aurel, nehmen Sie die Augenblicke, wie ich sie Ihnen gewähren kann, mehr aber fordern Sie nicht!"

Sie sah ihn triumphirend an, als habe sie ein Buch von der Weisheit Salamon's erläuternd

aufgeschlagen und die Verzerrung in seinem Antlitz bemerkte sie nicht, nicht, wie es um seinen Mund zuckte, wie seine Brust sich gewaltsam hob und senkte . . . Ein gewaltiger großer Schmerz mußte in ihm toben, vielleicht ein schon einmal durchgekämpfter; oder auch vielleicht war er auf dem Wege zur Resignation, die schlimmer ist, als das furchtbarste Aufbrausen, und die, dem Körper voreilend, die Seele grausam und langsam tödtet . . .

Er sagte lange nichts, er starrte sie nur an, immer wieder, mit einem Blicke so leer und doch so traurig beredt, so furchtbar still und doch so sprechend, daß sie sich zu fürchten anfing . . .

„Um Gotteswillen, was haben Sie, Aurel?" rief sie erschrocken.

Der Ton ihrer Stimme weckte ihn aus seinem Hinbrüten . . . Aufzuckend rief er: „Therese!" und stürzte, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend, vor ihr nieder . . .

„Aber Aurel!" ermahnte sie dringend und ängstlich gemacht.

Er antwortete nicht, aber es war ihr, als hörte sie ein Schluchzen . . . Sie horchte nochmals hin, sie täuschte sich nicht — Marc Aurel weinte, weinte um sie . . .

Nie noch hatte Therese einen Mann weinen gesehen, und eine seltsame Regung wollte ihr Herz beschleichen; so viel fühlte sie doch, daß sein Schmerz ein ungeheurer sein, daß sie ihm unendlich werth, Alles sein mußte, um ihretwegen Thränen zu vergießen; ein Mann weint nicht um Geringes.

Von einer wehmüthigen Regung hingerissen, glitt sie mit ihrer Hand über sein Haupt und sagte: „Aber was haben Sie nur, Aurel? So war es ja nicht gemeint, daß Sie verzweifeln sollen. Ich bin Ihnen gut, recht gut, und Sie dürfen überzeugt sein, daß ich es bleiben werde, nur die Verhältnisse bestimmen mich, Ihnen nicht ganz willfahren zu können. Wenn Sie ruhiger geworden, werden Sie mir Recht geben, ich bin dessen gewiß. Sie sind von einem zu großen Ernst, das müssen Sie lassen. Stehen Sie auf und blicken Sie mich an! Sie wollen nicht? Aurel, ich bitte Sie! man kann uns überraschen."

Er stand auf; sein thränengenetztes Antlitz sah zu ihr empor.

„Wie ist Ihnen?" fragte sie, schmeichelnd mit ihren Fingern über seine heiße Stirn gleitend.

„Als verströmte ich mein Herzblut," sprach er düster . . .

„Ihr Herzblut? . . .“ Sie hielt überrascht inne und blickte sinnend vor sich hin; das Märchen vom Herzblut fiel ihr ein.

„Ja,“ fuhr er fort. „Ein Gefühl durchschauert mich, als wäre Alles, Alles hin. Eine Lache Blut’s seh’ ich vor mir, und das ist das meine — leer ist es in meinem Innern, unsagbar leer . . . So muß es Einem sein, wenn es zum Sterben geht . . . Die Blätter fallen von den Bäumen, fahl und gelb wird das Grün; der Himmel hängt schwarz herab, ein bleierner Ring umfaßt die Wolken . . . und ‚todt‘ ruft es tausendstimmig von allen Seiten, niederwärts und aus der Höhe . . .

„Sie phantasiren, reden irre! Aurel, kommen Sie zu Sich! Mein Gott, wie Sie mich quälen!“ . . .

„Ruf’ ihn nicht an den höchsten Gott, und nicht die Heiligen — ich glaub’ ihnen nicht, seit Du aus ihnen geschieden. Du warst eine Heilige, mein Alles . . . hin ist aber hin . . . Doch“ . . . er starrte zu ihr auf und fuhr mit der Hand über die Stirn — „die Klugheit regiert die Welt, wenn es mit der baren Münze abgethan; warum solltest Du anders sein? . . . Recht hast Du, Recht! und ich bin thöricht“ . . .

Wieder machte er eine Pause, dann sagte er

fast tonlos: „Ich will gehen. Ein längeres Beisammensein wird mir kaum aufhelfen . . . Ich will's versuchen, draußen mich zu erholen und zurecht zu finden. Es geht ein Sturm, der die Dächer herabstürzt, wir wollen sehen, ob wir mit einander fertig werden . . . Der Sturm zum Sturm" . . .

Er ging. An der Thüre blickte er noch einmal zurück und fragte: „Werd' ich Dich wiedersehen?"

„So oft Du willst!" rief sie ihm zu, ohne ihm indeß einen Schritt entgegenzugehen, froh, daß er sich entfernte.

„Gut, ich komme!" —

Er verließ sie . . .

Achtes Capitel.

Arthur, Graf von Rößingg, ging unruhig in seinem Zimmer, das er im Hôtel des Princes gemiethet, umher.

Seine Mission, die ihn nach Paris geführt, war zu Ende, und der Baron Artropp, der mit seiner Tochter Camilla dasselbe Hôtel bewohnte, drang auf die Abreise.

Es war kein bestimmter Grund vorhanden,

den Arthur für ein längeres Bleiben hätte anführen können, und doch wollte er im Augenblick Paris noch nicht verlassen. Was ihn dazu bewog, durfte er natürlich dem Baron nicht verrathen. Er hatte diesen in Berlin kennen gelernt und eine starke Neigung für dessen Tochter gefaßt. Wenn es auch nicht die erste flammende Gluth mehr sein konnte, die er ihr entgegenbrachte, so war seine Liebe doch um so aufrichtiger und nachhaltiger. Er war mit Camilla verlobt, und binnen wenigen Wochen sollte die Vermählung stattfinden. Aber wie es die Lust des Schicksals zu sein scheint, mit verderblicher Hand das nahende Glück zurückzuhalten, so hatte es sich auch bereits verderblich zwischen das junge Paar gedrängt, und die Reise, die sie alle froh und heiter angetreten, um gemeinsam Paris kennen zu lernen, drohte ein schlimmes Ende zu nehmen. Allerdings war bis jetzt noch nichts geschehen, was diese trübe Voraussetzung gerechtfertigt hätte, die Liebe Arthur's zu Camilla hatte sich in nichts vermindert, doch schon, daß er zauderte, dem Wunsche seines Schwiegervaters nachzukommen, deutete auf eine Störung der bisherigen Harmonie, und — wer weiß, was die Zukunft verhüllte.

Ein kleiner Umstand fängt an zu regieren, und

bald stellt sich das größere Unheil ein; man soll nie einer Sache nachgeben, an die sich eine Befürchtung knüpft.

Und beides fühlte Arthur, diese Befürchtung und den Umstand, aus dem diese entsprang. Er hatte Therese wiedergesehen, gleich das erste Mal wieder erkannt. Wenn er ein Geständniß hätte ablegen müssen, was er bei ihrem Anblick empfunden, er würde es kaum haben richtig bezeichnen können. Nie in Liebe im leidenschaftlichsten Grade für sie erglüht, war es auch dießmal nicht dieses Gefühl, was ihn bei ihrem Anblick ergriff, und dennoch zog es ihn zu ihr. Nie war sie ihm schöner erschienen, nie reizender und verführerischer als jetzt. So oft er sich auch abwandte, er mußte immer wieder zurückblicken, wo sie saß.

Nach dem ersten Abende des so unerwarteten Wiedersehens, hatte er es wohl über sich gewonnen, aus dem Hippodrom, wo er sie vermuthete, am folgenden Tage wegzubleiben, doch um so mächtiger war das Verlangen geworden, und er widerstand nicht am dritten und den nächsten Tagen. Sie hatte es nur zu gut verstanden, von den Hilfsmitteln der Coquetterie und der Toilette Gebrauch zu machen.

Jetzt, seine Braut darüber vergessend, ging

Arthur in seinem Zimmer auf und nieder, sinnend, auf welche Art, ohne sich eine Blöße zu geben, er eine Zusammenkunft mit Theresen herbeiführen könnte. Ihre Vergangenheit und ihr Verhältniß zu dem Herzoge waren ihm wohl bekannt und der Mann war es in ihm, der sinnliche Mensch, der ihn zu einem Schritte verleiten wollte, der ihm einen eben so leichten als lockenden Preis verhieß; er rechnete Therese, das Weib, das er einst geliebt, zu dem wohlfeilen Gewinn . . .

Seine moralische Kraft war im Gewühl des großen Weltlebens untergegangen, und was er früher sich nie vergeben haben würde, galt jetzt in seinen Augen nur als eine willkommene Zerstreuung. Er betrachtete es durchaus als kein Vergehen gegen seine Braut, wenn er so handelte; Sophismen halfen ihm über alle Bedenken hinweg, und kaum waren es mehr Bedenken, denn Camilla kam bei seinem Vorhaben nur flüchtig in Betracht . . .

Eine andere Vorstellung schimmerte noch durch seinen Wunsch einer Begegnung mit Theresen; es lockte ihn ein Gedanke nach Rache, er verlangte eine Art von Genugthuung für seine Person, die er durch ihr Benehmen noch während der Zeit ihres Aufenthaltes in Hellborn für beleidigt hielt. Er mochte

es ihr nicht verzeihen, daß sie damals im Stande gewesen, ihn so schnell zu vergessen, und war nicht ehrlich genug, sich selbst einen Theil der Schuld bei all' jenen Vorgängen zuzumessen. Es hätte ja damals nur von ihm abgehangen, all' das Kommende ungeschehen zu machen, wenn er mit größerer Entschiedenheit zu Werke gegangen und vollen Ernst gehabt hätte, Theresen zu heirathen. Diesen Betrachtungen gab er aber keinen Raum. Wie alle Menschen von großer Empfindlichkeit, wie er einer war, übte Arthur nur eine sehr einseitige Gerechtigkeit; die Fehler und Handlungen Anderer vor Augen, überging er die seinigen . . .

Schon vor zwei Tagen hatte er seinem Diener Franz, einem schlauen, ihm ergebenen Burschen, den Auftrag ertheilt, sich nach der Wohnung Theresens zu erkundigen. Er rief ihm jetzt und fragte, ob ihm das gelungen sei.

Franz nannte ihm die Wohnung und erzählte: „Ich trieb mich während der Vorstellung im Circus unter den Wagen herum, die ihre Herrschaften abzuholen kamen, und merkte mir genau die Livrée der Dienerschaft der Frau Baronesse von Hellborn. Mit dem Kutscher, einem mürrischen wortkargen Kerl, war nichts anzufangen; dagegen machte ich mich an

einen alten graubärtigen Bedienten, Friedrich heißt er, der anfangs eben auch keine Lust zeigte, sich mit mir groß einzulassen. Bei einem Glase Wein indeß, zu dem ich ihn gewaltsam zwang, wurde er redseliger, und als ich viel von der Schönheit seiner Herrin zu sagen wußte, da spitzte er bedeutend die Ohren und stand mir Rede. ‚Es handelt sich wohl gar um ein Liebesabenteuer?‘ meinte er lachend. — ‚Allerdings,‘ bestätigte ich. ‚Ich diene einem jungen Herrn, einem Grafen, der ist bis über die Ohren in die schöne Baronesse verliebt.‘ — ‚So, so,‘ entgegnete Friedrich, ‚da möcht' es wohl dahin auslaufen, daß Dein Herr eine Zusammenkunft wünschte?‘ ‚Nicht anders,‘ versicherte ich. ‚Mein Herr denkt und träumt nur von der Baronin.‘ — ‚Nun, da mag er sein Glück versuchen,‘ lachte jener. ‚Die Baronesse wohnt nicht weit vom Hôtel Marsan, Strasse Pellegrin 780; den Henker wird er aber erreichen, das kannst Du Deinem Herrn im Voraus sagen. Die Baronesse öffnet nicht dem Ersten Besten ihre Thüren, und jetzt überhaupt am allerwenigsten, wo Seine Hoheit, der Herzog, verreist ist.‘ — Der alte Kerl machte, während er mir das sagte, eine so verdammt eigenthümliche Miene, daß ich gar nicht wußte, woran ich war, und glaubte, er habe mich

hintergangen; als ich indeß heute in die Straſſe Pellegrin gehe, finde ich richtig, wie er mir geſagt."

„Kannſt Du nicht machen, daß ich den alten Burſchen ſelbſt zu ſprechen bekomme?" fragte Arthur nach einer Pauſe der Ueberlegung.

„Das wird nicht ſchwer halten," verſicherte Franz. „Ich weiß ihn zu finden, hat er mir doch ſelbſt die Stunde bezeichnet, wo ich ihn ſicher antreffen würde, gleichſam als habe er eine Ahnung gehabt, daß Sie, gnädiger Herr Graf, noch mehr mit ihm zu thun haben wollten."

„Seltſam — oder die gleiche Niederträchtigkeit aller Bedienten," meinte Arthur.

„Oho, gnädigſter Herr!"

„Beruhige Dich — ich weiß, was ich von Deiner Treue zu halten habe. Da nimm!" — Er warf Franz ein Goldſtück zu.

„Obligirt, und alle Beleidigung vergeſſen," erwiederte dieſer, die Münze lebhaft aufraffend.

„Aber, Du haſt ihm doch nicht meinen Namen und dieſes Hôtel hier genannt?"

„Nein, Herr Graf."

„Gut. Ich will die Zuſammenkunft mit Friedrich nicht hier haben, ich muß erſt hören, wer Alles im Hauſe der Baronin iſt. Weißt Du nicht ein

Hôtel, ein anständiges, wo sie am passendsten geschehen könnte?"

„Allerdings, das Hôtel Blanchard in der Nähe des Hippodroms. Aber, Herr Graf, wenn Sie nun der alte Friedrich erkennt?"

„Ich habe ihn in der Loge der Baronesse gesehen, und erinnere mich nicht, ihm jemals früher begegnet zu sein, es ist demnach nichts zu besorgen. Geh' jetzt, und lade ihn auf den Mittag vier Uhr in das Hôtel Blanchard. Ich überlasse es Dir, Alles so gescheidt einzurichten, daß nach keiner Seite hin mehr verrathen wird, als nöthig. Eine Antwort noch vorher erwarte ich nur dann, wenn der Bediente der Baronesse sich weigern sollte, Dir zu folgen, oder falls Du ihn nicht gesprochen haben solltest. Sei aber unter allen Umständen im Hôtel Blanchard, bis ich komme."

Franz gab seinem Herrn die Versicherung, daß er Alles pünktlich vollziehen würde und entfernte sich, während Arthur die Zeit bis zu der beabsichtigten Zusammenkunft benutzte, um von seinem zukünftigen Schwiegervater einen Aufschub der Abreise zu erlangen. Nur schwer, und erst auf das Zureden Camilla's, die ihrem Verlobten überall gefällig zu zeigen sich

bestrebte, entschied sich Baron Artropp für ein längeres Bleiben. —

Drei Viertel auf vier Uhr verließ Graf Rößingg seine Wohnung in einem Fiaker, der ihn nach dem Hôtel Blanchard brachte.

Eine seltsame, aber leicht erklärbare Begegnung fand statt. Beim Aussteigen aus dem Wagen bemerkte Arthur einen Herrn an der Thür des Hôtels, der ihm sehr bekannt erschien. Das ernste düstere Gesicht hatte er schon mehreremal gesehen.

„Ah, der Kunstreiter Marc Aurel!" — Mit diesem Ausruf zu sich selbst, trat er in's Haus. Ihre Blicke begegneten sich, und Arthur, der in ihm den Künstler schätzte, fand sich veranlaßt, ihm einige Artigkeiten zu sagen.

Marc Aurel nahm sie höflich, doch sehr kalt auf, und meinte: „Sie sind sehr gütig, eine Fertigkeit über Verdienst anzuschlagen."

Graf Rößingg, der seinen auf ihn wartenden Diener erblickte, fragte, das Gespräch abkürzend: „Sie wohnen in diesem Hôtel?"

„Nein," entgegnete Aurel, „aber ich speise hier täglich."

Arthur, der ihn nur halb angehört, grüßte, sich verabschiedend, und trat zu Franz, der ihn die Treppe

hinaufgeleitete und in ein Zimmer führte, das er gemiethet. Sich umsehend und in ein Sopha werfend, fragte der Graf: „Nun?“

„Friedrich ist unten im Gastzimmer,“ erzählte Franz. „Es hat mich eine gewaltige Ueberredung gekostet, bis er sich dazu verstanden, mir zu folgen. Wen ich aber einmal in die Mache nehme, der kommt mir nicht wieder los.“

Franz log, denn sein älterer College war seiner Aufforderung bereitwillig nachgekommen, er rechnete aber, daß je mehr Schwierigkeiten er aufzählen würde, er auch einen größeren Anspruch auf eine Belohnung erwarten dürfe. Er täuschte sich auch nicht in der Freigebigkeit des Grafen, der ihm abermals mehrere Goldstücke mit dem Bemerken übergab, den Wirth zu befriedigen, und Friedrich heraufzuschicken. Es geschah. Friedrich kam und erkannte sogleich den Grafen, den er bereits in der herzoglichen Residenz gesehen und von dem er schon so manches gehört. Er hütete sich nicht, sich zu verrathen, und wartete ruhig ab, was ihm der Graf zu sagen haben würde.

Arthur seinerseits wurde durch den Anblick des Bedienten in seiner Ansicht nur bestärkt, daß er ihm gänzlich unbekannt sei, und dachte gar nicht daran, daß er unmöglich die ganze Dienerschaft des Herzogs

kennen konnte, und daß er mit seinem hervorragenden Namen wohl von ihnen bemerkt werden mußte, ohne sie selbst zu beachten.

Er prüfte das Gesicht Friedrich's und die ruhige Haltung desselben machte ihn vollends sicher.

Zum Ueberfluß stellte er auch noch an Friedrich die Frage, ob er wisse, bei wem er sich befinde; was dieser natürlich verneinte. Die Nothwendigkeit sah er indeß ein, um das Befremdende seiner Einladung zu beseitigen, ihn einigermaßen mit seiner Person bekannt zu machen, und er äußerte: „Ich bin nach Paris gekommen, und höre, daß sich der Herzog von W . . . . . hier befinde, sich jedoch auf einige Zeit nach Boulogne begeben habe. Wie lange kann es dauern, daß Seine Hoheit von da zurückkehrt?"

„So viel ich in Erfahrung bringen konnte, ist darüber kein bestimmter Termin festgesetzt, indeß glaube ich nicht, daß Seine Hoheit länger als acht Tage ausbleiben wird," versetzte Friedrich.

„Acht Tage?" meinte der Graf. „Ich zweifle, daß ich so lange in diesem Hôtel zubringen werde."

„In diesem Fall," erwiederte der Diener mit einem schlauen Lächeln, und einem Blicke, der Arthur aufzumuntern schien — „in diesem Fall, und wenn

es nöthig ist, dürfen Sich ja der gnädige Herr nur an die Frau Baronesse von Hellborn wenden."

„Ah, das ist die Dame, die ich mehrere Mal im Circus gesehen, in der Loge, die für den Herzog gemiethet?"

„Ganz recht," bemerkte Friedrich. „Eine junge reizende Dame."

„Das wäre etwas," fuhr Arthur fort, der wahrzunehmen glaubte, daß er mehr wagen könne, so sehr verstand es der alte Diener, in Ton und Miene Aufmunterung und Zutrauen zu legen. „Doch wird es darauf ankommen, ob die Frau Baronin auch während der Abwesenheit Seiner Hoheit Besuche empfängt?" Er sah ihn fragend an.

„Seine Hoheit ist nicht eifersüchtig," erwiederte jener. „Die Baronesse hat Freiheit, zu thun und zu lassen, was ihr beliebt."

Dieses, ‚Seine Hoheit ist nicht eifersüchtig,' wurde von dem Graubart in einer so eigenthümlichen Weise gesprochen, daß der Graf in jedem andern Falle sich darüber entrüstet haben würde, hier war sie ihm aber willkommen, da das gewissermaßen Verächtliche darin, ihm eine Erleichterung für seine Pläne verhieß. Er glaubte sich nun offener äußern zu dürfen, und sagte: „Eine Zusammenkunft mit

der Frau Baronin wäre mir sehr willkommen, doch gebieten mir Rücksichten, dieß nur in einer Stunde zu thun, wo ich sie allein weiß. Würde sich das bewerkstelligen lassen?"

„Sobald die Frau Baronin damit einverstanden, nichts leichter als das," versetzte Friedrich mit Zurückhaltung, um noch mehr zu erfahren.

„Das ist eben die Schwierigkeit," meinte der Graf. „Wie soll ich erfahren, daß sie damit einverstanden?"

„Nun, wenn der gnädige Herr meine Dienste nicht verschmäht" —

„Gewiß nicht, gewiß nicht!" rief Arthur lebhaft. „Und daß ich zu belohnen verstehe, sollst Du auf eclatante Weise erfahren. Wer aber ist in dem Hause der Baronin außer Dir? Man kann sich nicht genug vor Aufpassern hüten."

„Sie haben nichts zu befürchten, mein Herr. Die Hauptgeschäfte für die Frau Baronin besorge ich, und wer sonst von meinen Collegen da sein sollte, den werde ich zu geeigneter Stunde zu entfernen wissen. Es wird nur darauf ankommen, wen ich der Frau Baronin zu melden habe."

Das zu umgehen, seinen Namen nicht zu nennen, dafür hatte Graf Rößingg seine guten Gründe, wie

es ihm überhaupt vorerst darum zu thun gewesen, das Terrain zu sondiren. Er konnte und wollte, nach dem was zwischen ihm und Therese vorgefallen, sich nicht ohne weiteres bei ihr vorstellen, ohne zu wissen, auf welchen Empfang er zu rechnen habe. Der Zufall sollte demnach scheinbar eine Begegnung herbeiführen, nur war er über die Ausführung selbst noch nicht einig.

Er sann noch darüber hin und her, als Friedrich, der ihn beobachtete und seine Gedanken zu errathen schien, bemerkte: „Vielleicht ist es Ihnen darum zu thun, daß die erste Begegnung außer dem Hause der Frau Baronin stattfinde, und daß sie als zufällig erscheine?"

„Du hast es errathen, aber ich finde kein Mittel." Er sah Friedrich fragend an.

„Ich hätte wohl einen Vorschlag."

„So lasse ihn hören!"

„Die Baronesse pflegt jeden Abend den Circus zu besuchen . . ."

„Nun?"

Ein boshaftes halb verstecktes Lächeln spielte um Friedrich's Mundwinkel, als er fortfuhr: „Was sie für ein besonders Interesse an den Kunstreitern hat, weiß ich nicht, aber gewiß ist, daß sie seit einiger

Zeit die Stunde gar nicht abwarten kann, wo die Vorstellungen beginnen. Wenn Sie es nun versuchten, für einmal — vielleicht heute Abend — die Loge der Frau Baronin zu kaufen, so würde ich es bewerkstelligen, daß sich die Baronesse verspäte und Sie so bereits in der Loge vorfinde. Allerdings ist dieselbe ein für alle Mal von Seiner Hoheit, dem Herzoge, gekauft, aber mit Geld kann man Alles durchsetzen, und ich zweifle nicht, daß Sie die Loge erhalten, sobald Sie das Geld nicht sparen. Sie können zum Ueberfluß dem Director noch einreden, daß Sie für bestimmt wüßten, die Loge würde heute von dem rechtmäßigen Besitzer nicht besucht; das Weitere geht ihn nichts an."

Graf Rößingg fand den Plan gar nicht übel ersonnen, und obwohl er eine gewisse Scheu empfand, auf eine so in die Augen springende Weise eine Begegnung herbeizuführen, die Therese folgerichtig als eine solche erkennen mußte, so sagte er sich doch andererseits, daß diese Art ihn über die Situation am schnellsten und sichersten aufklären würde. Er riskirte höchstens einen Moment der Verlegenheit und konnte sich mit einer Entschuldigung zurückziehen, falls Therese seine Begegnung ernster auffaßte, als er es wünschte. Zudem hatte er keinen andern und bessern

Plan, und somit erklärte er sich schließlich damit einverstanden.

„Aber,“ fügte er diesem Entschluße hinzu, „wie willst Du es anfangen, daß sich die Baronesse verspäte? Es wäre mir doch fatal, wenn ich sie früher in der Loge anträfe.“

Friedrich beruhigte ihn hierüber mit der Versicherung, daß das eine leichte Sorge sei, und so trennten sie sich, nachdem Arthur noch vorher den Diener belohnt und ihm wiederholt die Betreibung der Angelegenheit eingeschärft . . .

Das war hier kaum nöthig. Friedrich, mit Instructionen von dem Herzoge versehen, seinem Herrn ganz ergeben und in alle seine Boudoir-Geheimnisse eingeweiht, war längst mit sich im Reinen, was er zu thun habe. Wie bereits erwähnt, hatte er den Grafen sofort erkannt, und die geheimnißvolle Art und Weise, wie ihn dieser zu sich gerufen, das Gespräch mit ihm, führten ihn zu der Ueberzeugung, daß Graf Arthur die Baronin früher gekannt haben mußte. Und je mehr er darüber nachsann, wollte es ihm fast bedünken, als habe auch er bereits darüber gehört. Was? dessen konnte er sich nicht erinnern, auch war es ihm zuletzt gleichgültig, da er auf jede Gefahr hin beschlossen, die Zusammenkunft zu befördern...

Der Verabredung gemäß wußte er es einzurichten, und das auf eine sehr leichte Art, indem er sich selbst von der Baronesse mehrere Mal vergeblich rufen ließ, daß der Wagen zur Vorstellung im Circus, die Therese aus doppelten Gründen nicht versäumen wollte, eine Viertelstunde später wie gewöhnlich aus dem Hôtel fuhr . . .

Neuntes Capitel.

Die Ouverture, womit die Vorstellung eröffnet wurde, war angegangen. — Arthur befand sich wirklich in der herzoglichen Loge, die ihm ohne große Gewissenhaftigkeit von dem Cassier des Circus für den dreifachen Preis bewilligt worden. Mit welchem Gefühle er da saß, würde schwer zu beschreiben sein. Erwartung, Scham, Unruhe kämpften in ihm. Und was diese Empfindungen noch steigerte, war die Furcht, den Baron Artropp und Camilla kommen zu sehen, obwohl er wußte, daß sie sich zu Hause befänden, nachdem er ihnen vorgestellt, daß ihn ein wichtiges Geschäft von ihnen für diesen Abend abrufe, und sie ihn zum Thee erwarteten.

Aber das böse Gewissen sieht überall Gespenster,

und so kam es, daß er ängstlich nach der gegenüberliegenden Loge blickte und zugleich mit gespannter Unruhe nach dem Logengang hinaushorchte, von wo Therese kommen mußte. Nach der Thüre, der er den Rücken zukehrte, wagte er gar nicht zu sehen.

Endlich — die Ouverture war vorüber — rauschte etwas wie ein seidenes Kleid auf dem Logengange . . . es näherte sich der Thüre . . . Halb schwindlich vor Erregung und seinen Einfall verwünschend sprang der Graf empor und beugte sich über die Brüstung . . .

Die Logenthür ging auf . . . alle Augen, so viele ihrer aus der schönen Welt im Auditorium waren, richteten sich wie gewöhnlich dahin . . . Arthur fühlte, daß Therese eingetreten war.

Bis an die Stirn erglühend, so viele Augen auf sich gerichtet, wünschte er, daß sich der Boden unter ihm öffnen möchte, um ihn aufzunehmen . . . aber Anstand und Höflichkeit verlangten ihr Recht, er mußte sich ermannen — er wandte sich um . . .

Ein leises „Ah!“ der Ueberraschung entfuhr der Baronin . . .

Er stammelte eine Entschuldigung, von der aber nicht eine Sylbe deutlich zu vernehmen war . . . .

Frauen wissen sich in solchen Situationen leichter zu

fassen — schnell besonnen und dem hinter ihr mit lauerndem Blick harrenden Friedrich einen Auftrag ertheilend, wandte sie sich an den Grafen, indem sie ihm leise zuflüsterte: „Setzen Sie Sich, man beobachtet uns von allen Seiten!“ —

Er gehorchte.

Ihr nun so nahe, erwachte an Stelle der peinlichsten Verlegenheit schnell in ihm die alte, ja verstärkte Gluth, die er für sie ehemals empfunden. Wie war sie schön, graziös und reizend! Er hatte vollkommene Muße sie zu betrachten, und er sog ein Gift ein, das eben so berauschend als entzückend sein Herz umfing . . .

Noch immer betroffen, doch einsehend, daß es an ihm sei, ein Gespräch anzuknüpfen, begann er, Alles wagend: „Therese, Sie verzeihen meine Kühnheit, und daß ich Sie erschreckt?“

Der vertrauliche Anruf, eine Reminiscenz aus verklungener Zeit, berührte sie seltsam, und sie entgegnete, sich mehr zu ihm wendend, mit einiger Bewegung: „Ich muß gestehen, daß ich diese Ueberraschung nicht vermuthet. Vielleicht kann ich Ihnen verzeihen, wenn Sie mir offen bekennen, wie Sie in diese Loge gekommen.“

„Nur der Wunsch, Therese, Sie zu sprechen,

ließ mich den Versuch wagen, hier einzudringen. Ich sah Sie mehreremal in dieser Loge, und meine Kühnheit schien mir das Mittel, meinen Zweck zu erreichen. Ich mußte Sie wiedersehen und sprechen."

„Wie soll ich glauben, nach dem, was zwischen uns vorgefallen, daß Sie mich wiederzusehen wünschten? Haben die Männer ein so kurzes Gedächtniß für Kränkungen? Ich meinerseits habe, und ich füge hinzu, leider! für die Vergangenheit kein so kurzes Gedächtniß."

Der Graf verstand sie; er sagte: „Und von wem sind Sie so gut unterrichtet, daß auf mich die Schuld eines Vergehens fällt? Es ist zwischen uns noch nicht entschieden, wer sich eines Fehlers — ich will nicht sagen, einer Untreue — anzuklagen hat. Wissen Sie denn, daß ich am Tage Ihrer Abreise von Hellborn krank darniederlag?"

„Sie waren krank?"

„Allerdings; auf dem Wege zu Ihnen, stürzte ich mit dem Pferde und wurde ohnmächtig nach Hause gebracht. Beim Erwachen hörte ich, daß Sie Hellborn bereits verlassen, und mit wem! Wenn Sie wüßten, welchen Schmerz ich bei dieser Nachricht empfunden, wie sehr ich begehrte, daß man mich Ihnen nachreisen ließe, Sie würden jeden Vorwurf

vermeiden. Wären nicht arge, erschütternde Zwischenfälle vorgekommen, ich würde Ihnen nach W . . . gefolgt sein, um meine Rechte geltend zu machen."

„Ihre Rechte?"

„Die ich noch heute nicht aufgegeben, die Rechte auf ihr Herz. Therese, ich schwöre es ihnen zu, daß ich Sie nie vergessen habe!" —

In dieser Weise täuschten sich Beide über die Motive ihres Wiederfindens; sie wollte es nicht zugeben, daß sie treulos gegen ihn gehandelt, wie er seinerseits eine schwankende Absicht verläugnete und zu beschönigen suchte. Wohl waren ihr die Begegnisse auf Schloß Ellern während und nach ihrer Abreise von Hellborn nicht fremd, und sie konnten allerdings zur Entschuldigung für Arthur dienen, wenn sie nicht ganz richtig combinirt hätte, daß einem Geliebten immer genug Hülfsmittel übrigbleiben, unter allen Hindernissen seinen Willen durchzusetzen, wenn dieser Wille ein entschiedener. Sie hatte aber schon vor diesen Vorfällen erfahren müssen, wie schwankend und unentschieden sich Arthur gezeigt, und später, in ruhigen Stunden machte sie sich kein Hehl, daß seine Liebe keineswegs so stark gewesen, um rechtlich zu verfahren . . . Er dagegen konnte ihr doch wohl die Wahrheit nicht gut entdecken, die Wahrheit, die

mit ihrem letzten Argumente zusammenlief. Als er zu Pferde nach Hellborn hinübergejagt, war er noch sehr weit davon entfernt, sich mit Theresen zu vermählen, es quälte ihn nur der Gedanke, daß sein persönlicher Feind, der Herzog, abermals einen Gewinn davontragen sollte, wo er einen Theil seiner Empfindungen eingesetzt . . .

Inzwischen, seit jener Zeit, waren Beide auch andere Menschen geworden; und was damals unter dem Feuer einer starken Neigung unternommen und geschehen, hatte jetzt die Farbe einer sinnlichen Begierde, die sich hinter conventionellen Formen verbarg . . Theresens Stellung zum Herzoge genau vor Augen, erhielt Arthur die Dreistigkeit, sich ihr zu nähern, ohne fortan der Gefahr eines ernsten Verhältnisses ausgesetzt zu sein. So meinte er zum mindesten; aber der Mann ist nie schwächer, als wenn er am stärksten zu sein glaubt, und die Sinnlichkeit ist vielleicht ein noch festeres Bindungsmittel, als die wirkliche Liebe: wenigstens für eine gewisse Zeit und für gewisse Männer . . .

Die Unterhaltung wurde von Beiden leise und lebhaft fortgesetzt, und bald gelangten sie zu dem Tone vertraulicher Freundschaft. Sie vergaßen — bei einem ersten Wiedersehen nach so langer Zeit

erklärlich — fast ganz, wo sie sich befanden und schenkten dem Auditorium und der Vorstellung nur eine sehr geringe Aufmerksamkeit. So kam es, daß Therese nicht einmal den Auftritt Marc Aurel's bemerkte, und ihm erst später und dann auch nur eine sehr beschränkte Theilnahme schenkte. Seine Augen hefteten sich dießmal fortwährend auf die Loge, in welcher sich Therese mit dem Grafen befand, und sie glaubte im flüchtigen Hinblicken wahrzunehmen, daß er noch bleicher wie gewöhnlich sei, daß ein unnatürliches verzehrendes Feuer aus seinen Augen lodere ...

Sie lächelte ihm bei dieser Wahrnehmung zu, wandte sich aber gleich darauf, mit vorgehaltenem Fächer, zu Arthur, der ihr eine Artigkeit zuflüsterte. Dieses Spiel dauerte, so lange Aurel auf dem Schauplatz verweilte . . .

Es nahte der Schluß der Vorstellung, und Arthur, durch seine Leidenschaft gegen alle Vorsicht rücksichtslos geworden, trug sich seiner Nachbarin an, sie nach Hause zu begleiten.

Therese schlug es ihm ab, und meinte: „Das geht nicht. Was würden meine Leute denken, wenn ich mich von Ihnen begleiten ließe? Wer weiß auch, ob Sie nicht der Eine oder Andere kennt; ich darf Sie heute in meinem Hause nicht sehen.“

„Dann weiß ich einen anderen Vorschlag," erwiederte rasch der Graf, der noch rechtzeitig an seine eigenen Bedenken erinnert wurde . . . Als er jedoch hierauf stockte, aus Scheu, sie zu verletzen, ermahnte sie ihn: „Nun, reden Sie! Ich bin sehr neugierig, wie weit Sie auf meine Gutmüthigkeit rechnen."

„Wir wollen einen Tag nach Versailles," brachte er endlich hervor.

Sie lachte laut auf: „Und nicht noch weiter, vielleicht nach Lyon oder Marseille? Sie halten wohl dafür, meine Nachsicht und Uebereilung gehen eben so schnell, wie die Eisenbahn? Nein, mein Theuerer; die Zeiten sind andere geworden, und ich bin die Sclavin meiner Existenz. Ich gebe Ihnen das zu bedenken."

„Aber dieses Wiedersehen darf nicht das letzte sein. Therese, ich beschwöre Sie!"

„Ich wünsch' es selbst nicht," erwiederte Sie nach kurzem Bedenken. „Wie ist Ihre Adresse?"

Er wurde an Camilla und ihren Vater erinnert, und entgegnete deßhalb: „Dicht in der Nähe ist das Hôtel Blanchard, wo ich immer zu finden sein werde."

„Schreiben Sie mir das auf."

Er that es, mit dem stillen Vorhaben, sogleich

mit dem Wirth des Hôtels zu sprechen und Franz, seinen Bedienten, zu instruiren.

Sie nahm die Karte, die er ihr überreichte, las sie durch, und äußerte, nicht ohne versteckte Bosheit: „Sie haben vergessen, Ihre Thüre genau anzugeben; wenn ich nun in das Zimmer ihrer Nachbarin käme?“

„Wen meinen Sie?“

„Wer war Ihre Begleiterin und der Herr neulich in der Loge gegenüber?“

„Ah, diese Beiden!“

„Ja, diese Beiden! Warum bedenken Sie Sich so lange?“

„Durchaus nicht!“ — Er ersann schnell eine Lüge und sagte: „Es sind Verwandte von mir, die mich nach Paris begleiteten. Sie kehren indeß in wenigen Tagen nach Berlin zurück, und haben ein anderes Hôtel bezogen. Wir haben in keiner Weise eine Entdeckung zu fürchten, aber, Therese, wie, in welcher Weise darf ich der Hoffnung Raum geben, Sie wiederzusehen? Vergessen Sie nicht, daß mich die Ungeduld und das Verlangen verzehren. Seien Sie nicht grausam, und verschieben Sie nicht mein Glück.“

„Ich werde sehen, was sich thun läßt. Ist morgen nicht ein Feiertag?“

„Allerdings.“

„Vielleicht, daß ich auf eine geschickte Art meine Leute entfernen kann, und so ist es möglich, daß ich Sie in meinem Hause empfange. Erwarten Sie morgen früh einige Zeilen von mir.“

„Dank, heißen Dank!“ — —

Friedrich trat in die Loge; die Vorstellung war eben zu Ende. — Der Graf blieb zurück, bis sich Therese entfernt hatte, dann eilte er sogleich in das Hôtel Blanchard hinüber, wo er mit Franz und dem Wirth das Nöthige verabredete.

Therese, indem sie so handelte, war keineswegs nur leichtsinnig; es hatte sich im Laufe ihres Gesprächs mit dem Grafen eine Idee in ihr entwickelt, die sie auch weiterhin nachdrücklich beschäftigte. Es war ihr im Laufe der Zeit und der Verhältnisse nicht entgangen, daß die allerwenigsten Männer das ruhige stille Benehmen bei Frauen lieben, daß vielmehr der größte Theil von ihnen einer Frau den Vorzug giebt, welche es versteht, sie durch Coquetterie an sich zu fesseln. Wenn sie auch nicht diesen Ausdruck gebrauchte, so lief doch ihr Gedanke auf Eins hinaus, und sie wollte erkennen, daß ihr sentimentales, ruhiges Wesen, das ihr einst eigen, mit die Schuld davon getragen, daß sich der Graf damals in Hellborn

in seiner Liebe und seinen Entschlüssen so schwankend erwiesen. War das nicht vielleicht zu ändern, zu verbessern? . . . Sie traute sich eine große Gewalt über die Männer zu, und wußte, daß sie schön war; zwei bedeutende Factoren, wo es gilt, ein Herz zu erobern. Zudem aber hatte sie selbst eine große Herrschaft über sich, da ihr eigenes Herz nur zum geringsten Theil in's Spiel kam, und der kalte berechnende Egoismus hat im voraus gewonnen, wenn er was immer für einer Schwäche gegenüber handelt. Ihre Vergangenheit, das Verhältniß zum Herzoge, erschienen ihr als kein Hinderniß, im Gegentheil glaubte sie durch ihren Titel eine größere Berechtigung zu einer glänzenden Heirath zu haben, sie huldigte der Ansicht, ein tönender Name beschönige eine Verirrung. Oft waren ihr Fälle vorgekommen, wo Frauen, mit denen sie in keinen Vergleich gebracht sein wollte, eine mehr als gute Partie gemacht; warum sollte ihr das nicht gelingen? und um so mehr gelingen, als Beweise vorlagen, daß es sich Männer in hervorragender Stellung zur Ehre schätzten, eine Frau aus dritter, hoher Hand zu empfangen? . . . So viel Freiheit ihr auch das Verhältniß zu ihrem hohen Geliebten gestattete, so sehr ihr Alles, was Glanz und Reichthum gewähren und die Sinne verlangen können, zu

Gebote stand; es war doch immer keine Unabhängigkeit, es lastete auf ihr der Druck des schweren Bewußtseins: Du mußt gehorchen, wenn er befiehlt! . . . Es ist etwas anderes, dem Geliebten zu gewähren, als bereit sein zu müssen, und es gehört schon der ganz infame Sinn der Gewohnheit dazu, sich in ein solches Verhältniß mit Lust und permanenter Bereitwilligkeit zu fügen . . .

War aber auch Arthur der blinde Mann genug, um auf ein solches Arrangement einzugehen? . . . Ohne darüber lange nachzugrübeln, beantwortete sie die Frage einfach mit ‚Ja‘, denn sie verließ sich auf ihre reichen äußeren Vorzüge und — auf die geringe Achtung, die sie vor den Männern hatte. Es war nicht zu verwundern, daß sie von diesen nicht anders dachte; in der Künstlersphäre, in der sie gelebt, nichts als Frivolität und Berechnung auf täglichen Genuß erblickend, lernte sie später Arthur kennen, der es nicht verstanden, ihr zu imponiren. Im Umgange mit dem Herzoge und anderen Herren vom Hofe, die sich ganz nach ihrem Fürsten gebildet zu haben schienen und in Huldigungen gegen sie überströmten, war ihre Achtung vor dem Manne vollends untergegangen . . .

Es ist nur zu wahr, über die spätere Denk-

und Handlungsweise eines Weibes entscheidet nur zu oft die erste Bekanntschaft mit einem Manne. Ist erst die geistige Unschuld verloren, die physische folgt ihr rasch, und nie wieder läßt sich Beides gewinnen ...

Zehntes Capitel.

Therese, in einer neuen verwickelten Situation, fühlte sehr lebhaft den Mangel eines Vertrauten; sie bedurfte Jemand, der zwischen ihr und Arthur vermittelte. Den Secretair des Herzogs hatte sie nie beachtet, sie konnte es jetzt um so weniger, wo sie nicht wissen konnte, wie er gegen sie gesonnen; ihrer Kammerfrau war sie nie mehr als eine Gebieterin gewesen, und zudem war diese vom Herzoge gewählt, ein Umstand, der sicher nicht ohne Ueberlegung von seiner Seite geschehen. Es blieb demnach nur noch Friedrich übrig, an den sie sich wenden konnte. Aber sie hatte von jeher gegen ihn eine Abneigung gehabt und ihn darnach behandelt; war es da wohl klug, ihn zum Vertrauten zu machen? Schweigsam, verdrossen, war er stets seiner Pflicht nachgekommen, nie jedoch hatte er ihr eine größere Anhänglichkeit an den Tag gelegt, jene Zuneigung, die sich sehr

gut bei einem Diener selbst verräth, der seine Herrschaft liebt . . . Doch er war ein Bedienter, ihr Untergebener, und das hatte Therese bereits gelernt, daß diese Classe von Leuten Alles unternimmt, wo es etwas zu gewinnen giebt; sie hatte es vielfach an sich selbst und der Dienerschaft des Herzogs erfahren, daß Unredlichkeit, Bestechlichkeit, die meisten unter ihnen beseelen. Mit ihm war ohnedieß die Wahl zu Ende.

Sie calculirte außerdem, daß seine vorläufige Besorgung durchaus nichts Verdächtiges in sich schließen würde, da es sich lediglich um das Ueberbringen eines Briefes handelte, der sehr gut eine gewöhnliche Botschaft in sich fassen konnte, und so beschloß sie, sich an Friedrich zu wenden.

Sie schrieb an Arthur, daß sie ihn um drei Uhr Nachmittags bei sich erwarte. Bis dahin konnte sie gewiß sein, daß sich Alles im Hause entfernt haben würde.

Den Brief in der Hand, war es ihr auf einmal, als sollte sie es nicht thun, ihn nicht absenden. Sie zögerte, blickte wiederholt auf die Adresse . . . doch das Verlangen, ihre Kraft als Weib zu versuchen, der Reiz den Grafen demüthig zu ihren Füßen zu sehen, waren zu verlockend, als daß sie lange

widerstanden, und so schritt sie, ihr banges Gefühl thöricht scheltend, gegen die Thüre und zog die Glocke.

Friedrich trat ein.

Therese kehrte zum Sopha zurück, und winkte ihm näher zu kommen. Den Brief zwischen den Fingern hin und her drehend, begann sie: „Hast Du Dir schon Paris ganz angesehen, Friedrich? Ich weiß, Du hast wenig Zeit.“

„Nein, Euer Gnaden. Wie Sie ganz richtig bemerken, habe ich nicht die Zeit dazu.“

„Ich will Dir für heute Nachmittag Urlaub geben.“

„Aber Euer Gnaden haben ihn ja bereits der Kammerfrau bewilligt, der Herr Secretair ist auch nicht zu Hause; Sie sind ja dann ganz allein.“

„Es hat nichts zu sagen. Ich leide an Kopfweh und will mich einschließen. Doch, Du wirst vielleicht auf den Strassen dieß und jenes sehen, was Dir gefällt, vielleicht gehst Du auch den Abend in die große Oper — da nimm! Du wirst Geld brauchen.“

Es war das erste Mal, daß sie sich gegen ihn freigebig zeigte, und er lächelte, den Grund errathend, in sich hinein. Sie reichte ihm eine gefüllte Börse, die er annahm, indem er ihr die Hand küßte.

„Gewiß haben aber Euer Gnaden vorher noch

Etwas zu besorgen?" bemerkte er dabei bereitwillig.

„Du nimmst also den Urlaub an?" fragte sie dazwischen, und als er es bejahte, fuhr sie fort: „Gieb dem Koch die Anweisung, das Mittagessen um drei Uhr bereit zu halten, und dann — ich habe da allerdings noch einen zweiten Auftrag für Dich. Du sollst mir diesen Brief besorgen, doch vorher — —" Sie erinnerte sich eben, daß möglicher Weise Marc Aurel sie Nachmittags besuchen könnte, ein Umstand, den sie vermeiden mußte, und so schloß sie: „Du kennst das Hôtel Blanchard in der Nähe des Circus?"

Friedrich bestätigte die Frage.

„Bevor Du dahin gehst und diesen Brief abgiebst," — sie überreichte ihm denselben — „suche doch Herrn Marc Aurel im Hippodrom auf; wahrscheinlich wird er dort sein, oder Jemand, der Dir Auskunft geben kann, wo Du ihn findest."

„Den Kunstreiter?" fragte Friedrich mit etwas verächtlicher Miene.

„Allerdings," fuhr sie, mit andern Gedanken beschäftigt und so das Verletzende seines Tones nicht beachtend, fort. „Sage ihm, daß ich ihn heute nicht sprechen könne, führe als Entschuldigung an, ich hätte

eine Spazierfahrt vor, ich wäre unwohl — sage was Du willst. Dann besorge diesen Brief."

Friedrich las die Adresse laut: „Seiner Hochgeboren, Herrn Grafen Arthur von Rößingg."

„Verlange den Diener des Grafen zu sprechen."

„Verlassen sich Euer Gnaden ganz auf mich," versetzte Friedrich, indem er sich entfernte . . .

Während er den Weg nach dem Hippodrom einschlug, betrachtete er wiederholt das ihm anvertraute Schreiben. Die zierliche Faltung desselben, das rosa Papier, ließen ihn sehr gleichgültig, und er versuchte auf die Gefahr hin, es zu zerknittern, etwas von seinem Inhalte zu erfahren, indem er es vor die Augen hielt. Er überlegte dabei, ob er es wirklich abgeben, oder zurückbehalten sollte. Der Umstand aber, daß im letztern Fall leicht eine Erklärung zwischen dem Grafen und der Baronin ihn verrathen könnte, bestimmte ihn zur Abgabe des Briefes.

Er fand den Kunstreiter nicht im Hippodrom, aber man wies ihn in das Hôtel Blanchard, wo Marc Aurel für gewöhnlich zu finden wäre.

„Ei das trifft sich herrlich!" dachte Friedrich, indem er sich dahin begab. Ein Kellner führte ihn auch sogleich in den Speisesaal, wo Marc Aurel in einer Ecke beim Frühstück saß. Er schien jedoch wenig

von dem Frühstück berührt zu haben, und blickte starr vor sich hin auf ein gefülltes Weinglas; auch bemerkte er den Diener der Baronin erst, als dieser dicht vor ihm stand. Verwundert sah er zu ihm empor.

Der Bediente, der bei einem Kunstreiter wenig Umstände nöthig zu haben glaubte, setzte sich ohne weiters zu ihm. Marc Aurel war nicht ohne Stolz, und eine Wolke des Zornes verfinsterte noch mehr seine verdüsterte Stirn, sie kam aber nicht zum Ausbruch, da ihn sogleich der Name der Baronin entwaffnete. Nach einer kurzen Einleitung entledigte sich Friedrich seines Auftrags.

Der Kunstreiter dankte dem Bedienten, obgleich nichts weniger als erfreut über die Nachricht, und schob ihm das gefüllte Weinglas hin.

Friedrich schob es zurück, und meinte: „Sie sind in diesem Hôtel gewiß gut bekannt?“

„Was soll es mit der Frage? entgegnete Aurel andern Gedanken hingegeben.

Der Bediente zog den Brief der Baronin aus der Tasche, und sagte sehr gleichgültig: „Ich suche den Herrn Grafen von Rößingg, der hier im Hôtel logiren soll, und so glaubte ich, daß Sie ihn kennen müßten.“

„Wen suchst Du?“ fragte Aurel aufmerksam.

Friedrich wiederholte den Namen und hielt den Brief so, daß Aurel die Schriftzüge der Adresse sehen konnte. Wie von einem elektrischen Schlage bei diesem Anblick getroffen, streckte Aurel, am ganzen Körper zitternd, die Hand nach dem Briefe aus . . .

Friedrich zog denselben zurück, stand auf und sagte: „Wenn Sie mir nicht sagen können, wo ich den Herrn Grafen finde, will ich den Kellner fragen...“ Er ging . . .

„Fünfzig Francs für diesen Brief!“ rief ihm Aurel aufgeregt nach. . . . Friedrich that, als hörte er nicht und war zum Saale verschwunden . . .

„Also betrogen und belogen!“ knirschte Aurel mit den Zähnen. „Zum zweiten Male betrogen, und durch den größten Narren auf Gottes weiter Welt belogen! Dieser Narr bin ich, und die Betrügerin ist das Weib . . . Das schöne verführerische Weib, das ich liebe, wie nur der Wahnsinn oder ein Heiliger lieben kann! . . .“

Er nahm das Glas vom Tische und stieß es auf, daß es in Scherben zersplitterte. Dann aufspringend, blickte er scheu im Saale umher — er war allein . . . Zufrieden damit, strich er die Haare

von der Stirn, und ging mit verschränkten Armen auf und nieder . . .

Er brauchte Ruhe, Ruhe um jeden Preis. Lange ging er so umher, gewaltsam jeden Ausbruch seiner brennenden Leidenschaft unterdrückend, einer Leidenschaft, von der er nicht bedachte, daß sie ihn zerstören mußte, wenn er sie nicht auf Andere übertrug... Alle Furien einer gefolterten Seele wühlten in ihm; Haß, Zorn, Verachtung kämpften mit der Liebe, einer heißen gewaltigen Liebe . . .

„O dieses Weib!“ rief er bitter aus. „Ist es zu verantworten, daß es das schönste Gesicht zeigt, das je ein menschliches Wesen getragen? . . . Therese, Therese! wenn Du wüßtest, was Du mir warst, was Du mir bist, vom ersten Pulsschlag an, wo sich die Empfindung beim Manne einstellt, Du würdest nicht so abscheulich mit mir verfahren!... Die Lüge geht in einem wunderbaren Kleide... es schimmert und blitzt und ergötzt zumeist den Träger... so muß es sein; es könnten sonst nicht so viele Engel der Lüge erscheinen und gefallen . . .“

Er trat an das Fenster und schaute hinab auf das Gewühl der Strasse... „Ein buntes wechselvolles Bild . . . Fremd geht Alles an einander vorüber,

jeder seinem Geschäft nach, und der Vortheil, der Egoismus, spannt die Fersen... Ob's nicht sein mag? Gewiß, hab' ich die Erfahrung gemacht: oft gehen Zwei einander vorüber, es ist als sollten sie sich nähern, sich sagen, daß sie sich verstehen — Verhältnisse, Convenienz, Scheu und Sitte, treten dazwischen, sie gehen auseinander, fremd, wie sie sich begegnet... Mit mir war das anders, ich lernte das Glück erfassen, wenn ich's auch nicht fest umarmen konnte... Warum aber dieser tiefe, dumpfe, ungeheuere Schmerz, der in meiner Seele herumfrißt und sie furchtbar zerstört, daß nicht eine Faser verschont geblieben? ... Andere Menschen schütteln Verlust und Schmerzen ab, sie gewöhnen sich an Neues... nur mich scheint die Natur von dem allgemeinen Geschenk, der Wandelbarkeit, ausgeschlossen zu haben... Es ist schlimm, seine Gedanken um einen Gegenstand geschlungen zu sehen, sich davon nicht losmachen zu können ... Es ist ein Mord an sich selbst, und wenn es lange so fortgeht, stellt sich das Brandmal des Unglücks auf der Stirn ein ... Ich trag' es, peinlich, abschreckend, lebendig gestorben, und doch immer noch begehrend nach der Einen ... Unvergeßlichen ... Fluch einem solchen Dasein!"

Sich unterbrechend, preßte er sein Haupt an

das Fensterkreuz, und verweilte in dieser Stellung längere Zeit. Alle Erinnerungen tauchten inzwischen in ihm auf, und wehmüthig ernst klagte er dann vor sich hin: „Ich liebte sie unsäglich, liebe sie noch so, und sie treibt ein müßiges grausames Spiel, ergötzlich für sie, auch da sie fühlt, daß sie auf Herzen tritt . . . Seltsam, daß sie durch mich an so gar nichts erinnert wird, nicht an ihre Vergangenheit, nicht an den stillen Frieden des väterlichen Hauses . . . Ein schlimmes Vergessen, wo das Herz mit verloren ging . . . Es war schön auf der ‚grünen Tafel.‘ Wenn die Weichsel ihre trüben Fluthen dahinrollte, die Sonne durch die Bäume blitzte, die Vögel ihr Geschrei erhoben; da lauschte ich, ob nicht das Wasser ihren Namen murmelte, auf den Blättern des Waldes nicht überall ihr Name mit goldener Schrift geschrieben stand, ob die gefiederten Gesellen sich nicht von ihr unterhielten . . . Das Forsthaus lag still zwischen den rauschenden Eichenstämmen, aber wie ein Heiligenschein ging es von ihm aus, und man sprach im Lande von den guten Menschen, die d'rinnen wohnten . . . Sie war des Hauses Liebling, und ich weiß noch, wie Alles aufmerkte, wohin sie kam; die Eltern, die Mägde, selbst die Thiere draußen im Freien . . . Die Blumen im Garten selbst — so schien es mir — hauchten

würziger, wenn sie zu ihnen trat, und lauter sangen die Vögel... Vorbei, vorbei! ... ."

Wieder hielt er inne, dann sprach er hinbrütend: „Warum ist der Tod so eigensinnig, die nicht aufzusuchen, die ihn am meisten bedürfen und verlangen? Immer wendet er sich dahin, wo sein Kommen nach vielen Seiten verwundet und zerstört, und immer an den Unrechten und zur unrechten Zeit. Es ist sein Liebstes, stets in das volle Glück hineinzugreifen und es mit seiner rauhen Berührung zu vernichten... Warum umgeht er mich? Ich bin müde, bedürftig und verlangend nach Ruhe, tiefer Ruhe ... Es ist eine Krankheit in mir, für die kein Arzt erfunden — das letzte Heilmittel, Kraft und Stärke des Willens, sind längst untergraben ... Dann ist es mit dem Menschen, jedem, aus... Es ist der grausamste Tyrann, der Tod... weil der eigenwilligste. Ich suche ihn auf, jede Gefahr ist mir willkommen, wo ich auf seine Begegnung rechnen kann — aber er flieht mich und grinst mich nur aus der Ferne an mit seinen gespenstigen Zügen ... dabei verdorrt die Seele... die Nacht im Innern ist schrecklich... Wenn ich dahin jage auf meinem Pferde und es anspornе zu einem Fluge, der den Zuschauer erstarren macht; keinen Halt, keine Schrecken kenne in Kunststücken,

die das Entsetzen im Kreise hervorrufen — ich thu' es um seinetwillen, ich hoffe auf den Tod — aber er höhnt nur meine Verzweiflung und bleibt in der Ferne . . ."

Seine düsteren Gedanken wurden abgelenkt durch den Anblick Friedrich's, der mit Franz, dem Bedienten des Grafen von Rößingg, aus der Thüre des Hôtels trat; schnell bekamen sie eine andere Richtung, und urplötzlich stand wieder das Bild Theresens vor seinen Augen.

„Ich will sie sehen," rief er aus. „Aus ihrem Munde vernehmen, ob ich zu ihrem Spielzeug herabgesunken! . . ."

Er griff nach seinem Hut und eilte gegen die Thür; zögernd blieb er stehen. „Soll ich? . . . Ist es nicht eine neue Thorheit zu den übrigen? Satt gemacht vom Verdruße des Lebens — wär' ein kühner Entschluß hier nicht das Beste? Nicht ein Triumph, wenn mein strömendes Blut ihr als ewige Anklage entgegenrauchte? . . . Ein Druck aus einem Pistolenlauf macht allem ein Ende . . . Allem . . ."

Er stand unschlüssig, aber die Eifersucht bemächtigte sich seiner, und rasch eilte er auf die Strasse und den Beiden nach . . .

Er folgte ihnen bis vor das Haus der Baronesse;

hier trennte sich Franz von Friedrich. Dieser sah Marc Aurel und hielt am Portal, wohin er ihn zu sich winkte.

„Was giebt's?" fragte der Kunstreiter.

„Sie sehen angegriffen aus, ich habe Mitleid mit Ihnen," antwortete der Bediente.

„Mitleid? Ich bin kein Knabe um dieß zu fordern."

„Man wird auch zum Kinde durch die Liebe."

„Du bist sehr weise in Deinen Bemerkungen."

„Mein Haar ist grau, bald wird es weiß sein. Wenn Sie mir versprechen, sich ruhig zu verhalten, so will ich Ihnen ein Mittel an die Hand geben, die Ankunft des Grafen abzuwarten."

„Die Ankunft des Grafen?"

„Ich habe zwar den Brief der Baronesse nicht gelesen, doch glaub' ich, daß es darin steht, daß er heute kommen soll. Es wird Niemand zu Hause sein, die Gelegenheit ist günstig."

„Du bist entsetzlich klug — und treu."

„Wie Sie es nehmen wollen; ich gehorche dem, der mir gebietet. Die Baronesse bedien' ich nur so lange es Seine Hoheit, der Herzog, will. Doch das sind Dinge, die Sie wenig kümmern dürften. Also noch einmal — ja oder nein?"

Marc Aurel kämpfte mit sich selbst. Sich in die Hände des Dieners zu geben, auf eine so wenig redliche Art den Horcher zu spielen, schien ihm unwürdig; auch stieg ein Verdacht gegen die Handlungsweise desselben in ihm auf, doch verschwanden alle diese Gedanken vor dem drängenden Verlangen, zu wissen, wie die Zusammenkunft Theresens mit dem Grafen ablaufen würde. Es war ihm nicht unbekannt, daß sie bereits in einem Verhältnisse zu einander gestanden; er hatte es erfahren, als ihn einst sein Weg durch Hellbern geführt und er dort mit einigen Mitgliedern der Schauspielgesellschaft, zu der Therese ehemals gehört, zusammengetroffen.

Nach kurzer Ueberlegung, doch immer nicht ganz entschlossen, fragte er Friedrich: „Und was bestimmt Sie, mir einen solchen Vorschlag zu machen? Es ist nicht ehrlich gegen die Baronin gehandelt."

„Was mich dazu bestimmt? Noch einmal, das Mitleiden. Ich weiß, daß Sie die Baronesse lieben."

Eine seltene dunkle Röthe überdeckte das Antlitz Marc Aurel's; er sah hier ein Verhältniß berührt, das zu verbergen, er so wenig gethan hatte. Sollte er noch weiter gehen? Er zögerte, weiter zu fragen: „Und wie gelange ich in das Zimmer der Baronin?" aber doch that er es endlich.

„Herr, das kann ich nicht versprechen,“ meinte Friedrich boshaft. „Wer weiß was die Baronin thut, ob sie sich nicht einschließt, aber erwarten Sie mich um drei Uhr im Hôtel Blanchard, dann will ich sehen, was weiter geschehen kann.“

Das Wort „Schurke!“ schwebte auf den Lippen Marc Aurel's, aber er bezwang sich und wiederholte: „Im Hôtel Blanchard?“

„Ganz recht; jetzt ist es zwölf Uhr, Sie haben vollkommen Zeit, sich die Sache zu überlegen.“

„Und wenn ich zur Baronesse hinauf gehe und ihr mittheile, was ich so eben gehört.“

„Sie vergessen, mein Herr, daß die Baronin Sie heute nicht empfangen will, und daß sie in Ihren Worten nur den Ausdruck der Eifersucht finden dürfte. Frauen, denen durch einen unwillkommenen Liebhaber ein Rendezvous gestört wird, schenken ihm keinen Glauben. Das Glück, den Grafen zu sehen, wird die Baronin taub machen.“

Die wohlberechneten Worte verfehlten ihre Wirkung auf Aurel nicht. Dem Verlangen nachgebend, Zeuge der Unterredung zu sein, versicherte er den Bedienten, daß er ihn um drei Uhr erwarten würde, und so schieden sie . . .

Friedrich sah dem sich Entfernenden nach und

murmelte für sich: „Der Thor, der glaubt, ich handle ihm zu Gefallen! Es ist die Katastrophe, bei der er nicht fehlen darf, zu der ich ihn rufe . . Ich werde dem Herzog viel zu erzählen haben . . ."

Eilftes Capitel.

Eine halbe Stunde nach der Unterredung mit Aurel verließ Friedrich bereits wieder das Hôtel der Baronesse. Im ganzen Hause blieben nur, und zwar im untern Stockwerk, außer dem Küchenpersonale, das im Hintergebäude beschäftigt war, der Kutscher und der Portier zurück. Zu ihrer Kammerfrau hatte Therese gesagt, daß sie erst um fünf Uhr zu Mittag speisen würde, bis wohin sie ausbleiben könnte.

Bevor sich Friedrich entfernte, hatte er noch eine Unterredung mit dem Portier, einem faulen Schlingel, der sich im Ganzen sehr wenig darum kümmerte, wer in dem Hause ein- und ausging; er versprach Alles, was jener von ihm begehrte, ohne eigentlich zu wissen, was gefordert wurde und was er versprach.

„Schon gut," murrte er schlaftrunken, „werde schon aufpassen," und legte sich wieder auf die Bank

im Hintergrunde der Portierstube, die er ungern verlassen.

Friedrich sah nach der Uhr. „Drei Viertel auf Eins vorüber ...“ Er rief einen Fiaker und befahl ihm, ihn nach dem Hôtel des Princes zu fahren. Bald hielt er vor demselben. Er stieg, ohne sich weiter zu erkundigen, die breite Treppe hinauf, und las die Nummern über den Zimmerthüren. „Nummero acht! richtig!“ —

Es stimmte mit seinen Anweisungen, die er — schien es doch eine Fügung des schadefrohen Schicksals zu sein, durch den Secretair des Herzogs erhalten, gerade in dem Moment, wo er sich von dem Kunstreiter getrennt hatte. —

Er horchte am Schlüsselloch; es war d'rinnen nichts zu hören. Er klopfte; eine Männerstimme rief: „Herein!“ —

Eine gute Stunde mochte wohl Friedrich in dem Zimmer verweilt haben, bis er wieder heraustrat. In demselben Augenblicke öffnete sich gegenüber eine Thür, und Graf Arthur zeigte sich in Gesellschaft eines Herrn und einer Dame, indem er von ihnen Abschied nahm. Friedrich erkannte in ihnen die öftern Begleiter Arthur's in dem Circus, und eilte, bevor ihn dieser noch wahrnehmen konnte, schnell die Treppe

hinunter in das Gastzimmer. Er hatte einen Auftrag an den Kellner für Nummero Acht, wo er eben gewesen, und bei dieser Gelegenheit erkundigte er sich auch nach jenem Herrn und der Dame.

Der Kellner nannte ihm den Namen des Barons Artropp, und wußte ihm auch mitzutheilen, daß die junge Baronesse die Braut des Grafen von Rößingg wäre, der hier gleichfalls logire.

„So, so," meinte Friedrich, und kehrte noch einmal zu seinem Besuche zurück, nicht ohne vorher sich vorsichtig umgethan zu haben, daß ihm der Graf nicht begegne.

Bald aus dem für ihn so wichtigen Zimmer zurückkommend, nahm er den ersten besten Fiaker, und fort gings in das Hôtel Blanchard.

Marc Aurel erwartete ihn bereits. Es war drei Uhr vorüber. In demselben Wagen fuhren Beide nach der Wohnung der Baronin. Etwas entfernter davon ließen sie halten und stiegen aus. Während Aurel den Kutscher bezahlte, wurde er wiederholt von Unschlüssigkeit ergriffen, ob er dem Diener folgen sollte. Hieß es nicht die Baronin stark compromittiren durch diesen Schritt? Machte er sich nicht eines großen Vergehens gegen sie schuldig, und wie durfte er es rechtfertigen? Sank er nicht in den eigenen

Augen, indem er einem Bedienten vertraute? Und wozu überhaupt einen Schritt unternehmen, den er vor sich selbst nicht entschuldigen konnte und der zu nichts weiter führen konnte, als daß eine Ueberzeugung die bereits tiefe Wunde seines Herzens noch unheilbarer machen mußte? . . . Er stand und zögerte . . .

Friedrich errieth seine Gedanken; da es ihm aber jetzt mehr denn je darum zu thun war, den gethanenen Vorschlag ausgeführt zu sehen, so ermahnte er Aurel mit den Worten: „Kommen Sie! Der Graf dürfte bereits bei der Baronin sein!“

Die Erinnerung an den Grafen wirkte, und Aurel folgte seinem Führer. Bevor dieser die Treppe hinaufstieg, erkundigte er sich bei dem Portier, ob Jemand in's Haus getreten.

„Bei mir vorüber,“ bestätigte dieser, „ein elegant gekleideter Herr, der ohne weiter zu fragen, vermuthlich zur Frau Baronin hinaufeilte.“

„Sie hören es!“ — Der alte Graubart geleitete seinen schweigsamen Begleiter in das erste Stockwerk, eigentlich die Wohnung des Herzogs, aber jetzt von der Baronin bewohnt, und zog einen Schlüssel aus der Tasche.

„Ich bin neugierig,“ bemerkte er dabei, „wie

viel Zimmer verbarrikadirt sein werden." Zu seiner eigenen Verwunderung fand er nur das Entrée verschlossen und einige daran stoßende Gemächer konnte er, ohne einen Schlüssel zu gebrauchen, öffnen. Er that dieß ohne weitere Vorsicht, und nur kurz vor einem kleinen Salon, in welchem er die Baronin vermuthen konnte, und der an ihr Schlafzimmer stieß, hielt er inne.

„Jetzt," sagte er zu Aurel, der sich sehr beklommen fühlte, „dürfen Sie mir für's Erste nicht weiter folgen. Treten Sie hier hinein, bis ich Sie rufe." Er öffnete ein kleines Gemach, das zur Aufbewahrung der Garderobe diente, und mechanisch gehorchte Aurel . . . Als sich die Thür hinter ihm geschlossen, blickte Friedrich mit einem seltsamen Ausdruck eine Weile darauf hin, gleichsam als wollte er sagen: ‚Da sitzt ein Vogel!' dann ging er weiter und machte ein bemerkbares Geräusch . . .

Es dauerte nicht lange, und die Baronin trat aus dem Salon. Sie war sehr verwundert, Friedrich zu sehen.

„Du bist es?" fragte sie mit unverkennbarem Erstaunen. „Ich denke, Du wolltest bis zum Abend ausbleiben?"

Er, der sich bereits auf eine Entschuldigung

vorbereitet, entgegnete: „Der Bekannte, mit dem ich mir ein Vergnügen machen wollte, war bereits ausgegangen, und allein hab' ich keine Lust im Wirthshause zu sitzen. Ich nehme die Güte von Euer Gnaden für ein anderes Mal in Anspruch."

Aus der Verwunderung gerieth nun die Baronin in Verlegenheit, um so mehr als sich jetzt ebenfalls Graf Arthur in der Thüre zeigte. Sie sah ein, daß sie etwas sagen mußte, und etwas beruhigter durch die Vorstellung, daß sie ihn erst kürzlich reichlich beschenkt, er somit ein Interesse für sie habe, meinte sie: „Nun gut, so bleibe zu Hause. Und, Friedrich, ich habe unterdessen einen Besuch erhalten, einen Herrn, der mir Nachrichten und Briefe aus W . . . gebracht. Du kannst dem Koch sagen, daß er sich darauf einrichte, der Herr wird mit mir speisen."

„Gleich oder später?"

Die Baronin wandte sich gegen den Grafen, der ihr dankbar lächelnd zunickte, und sie erwiederte: „Nun, denn gleich!" —

Friedrich entfernte sich. —

„Ist dem alten Graubart auch zu trauen?" fragte der Graf. „In seinen Mienen machte sich ein eigenthümlicher Ausdruck bemerkbar."

„Sie sehen Gespenster,“ lachte die Baronin, die von ihrer gewohnten Leichtfertigkeit angesteckt, sich vollständig von der Verlegenheit erholt, in die sie die unerwartete Rückkunft Friedrich's versetzt hatte. „Er ist ein Diener wie jeder andere, nicht schlimmer und nicht besser. Ein Stück Geld wird ihm nöthigenfalls Schweigen auferlegen.“

„Wenn Sie Sich aber irrten?“

„Machen Sie mir nicht bange! Kommen Sie, setzen Sie Sich wieder hin, wo Sie vorher gesessen, zu mir, und fahren Sie in Ihren Bekenntnissen fort. Ich bin begierig auf den Zeitpunct Ihrer Reue.“

„Ja, das ist die rechte Bezeichnung,“ rief Arthur lebhaft aus, indem er sich zu ihr setzte, die sich gegenüber der Eingangsthür in die Ecke eines Divans lehnte. „Reue war es, die mich ergriff, als ich auf meinem Krankenlager vernehmen mußte, daß Sie Hellborn verlassen hatten. Ich konnte nichts thun, als meine Situation verwünschen, die mich verhinderte, Ihnen nachzujagen, und bereuen, daß ich nicht früher die entscheidenden Schritte gethan. Wir wären jetzt ein glückliches Paar, und ich hätte nicht nöthig, wie ein Dieb um einen Schatz herumzuschleichen, der blendend nicht mir angehört.“

„Ei," lächelte sie coquett, ihren kleinen in Atlas gezwängten Fuß auf den andern legend — „mit den Hindernissen steigt der Muth. Man muß nichts so leicht aufgeben, und am allerwenigsten, was man vorgiebt, zu lieben. Eine schöne Reue, wenn Sie nichts wollen, nicht Ihren Fehler gut zu machen. Ich habe darüber andere Begriffe."

„Und was kann ich thun?" erwiederte Arthur, der sein Auge nicht von ihrem Schuh trennen konnte.

„Seltsame Frage! Für einen Mann, der an die Dreißig reicht, die allerseltsamste. Was erwarten Sie von diesem Besuch? Was hofften Sie, als Sie hier eintraten?" Sie heftete einen ihrer glänzend schmachtenden Blicke auf ihn.

„Sie fragen so kühn, als ich kühn antworten müßte, aber ich habe nicht so viel Muth, es zu gestehen."

„Dahinter steckt eine Abscheulichkeit."

„Wenn Sie mir nicht verziehen haben, und nicht Willens sind, mir mehr, als diesen einen Besuch zu gewähren — vielleicht." Seine Augen brannten und schwammen in feuchter Gluth, wie begehrend tauchte er den Blick in den ihrigen.

Sie zog sich mit einer raschen Bewegung zurück, gab ihm einen leichten Schlag auf die Hand, und lachte: „Keine Räthsel! Ich bin keine Turandot!"

„Aber das reizendste Weib, das ich gesehen!"

„Gewöhnliche Schmeichelei. Jede Frau hat darauf von Euch Männern dieselbe Anwartschaft."

„Keinen Spott, Therese! Beim Himmel — — !" Er machte eine Bewegung, vor ihr auf die Knie zu sinken . .

Friedrich trat in's Zimmer und hielt ihn davon zurück . .

„Was hast Du, Friedrich?" fragte die Baronin unmuthig über die Störung, die sie eines ersehnten Triumphes beraubte . .

Der Alte trug das Porzellan für das Diner in den Händen und entschuldigte sich, dann zog er einen Tisch vor den Divan und deckte denselben . . .

Die Unterhaltung zwischen dem Grafen und Therese nahm jetzt jene abgebrochene Weise an, die sich einstellt, wo Verlegenheit und unwillkommene Unterbrechung zusammenwirken. Sie sprachen bald von diesem, bald von jenem, ohne einen rechten Faden zu finden, von sehr gleichgültigen Dingen, und innerlich den alten Diener verwünschend.

Dieser schien taub und blind. Mit Emsigkeit und Präcision bereitete er Alles für das Diner vor, und er verfehlte auch nicht, einen Korb Champagner zu bringen. Es war das Lieblingsgetränk der

Baronin und er wollte ihr damit eine besondere Aufmerksamkeit erweisen.

Endlich hatte er Alles so weit hergerichtet, daß die Mahlzeit beginnen konnte. Gern hätte ihm die Baronin zugerufen, daß er alles Nöthige auf einmal hereinbringen möchte, aber ihr fehlte der Muth, sie war daher um so angenehmer berührt, als er es von selbst that und sich mit der Frage: „Ob Ihre Gnaden noch etwas zu befehlen haben?" auf eine längere Pause zu verabschieden schien.

„Nein, Friedrich, sobald ich etwas brauche, werde ich klingeln."

Nun wieder glücklich allein, war der Graf derjenige, dem es am wenigsten schmecken wollte, obgleich die Speisen vortrefflich und auserlesen waren. Er sah immer nur auf sie, die aber wohl nicht ohne Absicht, einen Appetit zeigte, der an die gesündesten Tage eines Dorfmädchens erinnerte.

„Sie essen nicht?" munterte sie ihn auf. „Hier das Stück Geflügel ist exquisit." Sie legte es ihm vor.

Dankbar küßte er die zarten Rosenfinger, meinte aber: „Mit Ihnen zu speisen, ist zwar ein Göttergenuß, aber das Köstlichste halten Sie mir grausam vor."

„Und was wäre das?"

„Ambrosia von Ihrem Munde.“

„Ah, ich glaube nicht, daß meine Einladung darauf lautete. Das Diner ist überhaupt improvisirt, und Sie können Sich bei meinem Bedienten bedanken, daß er Ihnen zu einer Ausnahme verhalf, die ich noch nie gemacht.“

„Wie das?“

„Es ist viel, was ich Ihnen gewähre, oder rechnen Sie es für nichts, mit einer Frau, die nicht ganz häßlich sein soll, unter vier Augen zu speisen? Ich meine, es beweist einen hohen Grad von Gunst — und Vertrauen.“

„Therese!“

„Still, mein Freund!“ Sie wehrte ihm ab, der ihre Hand ergreifen wollte. „Ihr Blick nährt nicht, er verzehrt.“

„Nachdem Sie die Gluth entzündet. Es kocht in mir und will mein Herz zersprengen.“

„Ihr Herz? Theuerster Graf, ein Glas Wasser!“ Sie reichte es ihm hin.

„Ein Glas Champagner!“ rief er in steigender Erregung, und schenkte ein. „Lassen Sie uns das Vergangene hinunterschlürfen, das Glas zerschellen, und in einem neuen das Wohl der Gegenwart und Zukunft trinken!“

Sie stießen an. Die Gläser klirrten und zersprangen . . .

„Was war das?“ riefen Beide zugleich; in demselben Augenblick hatte sich nebenan in dem Schlafzimmer ein Geräusch vernehmen lassen . . .

„Die Gläser sind entzwei!“ rief wieder zuerst Graf Arthur, das seine von sich stoßend. „Der Liebesgott klirrt zum Sturm, laß' uns aus diesem Becher trinken!“

Er ergriff einen silbernen Kelch, der in einer Etagère stand, und füllte ihn bis zum Rande. In einem andern Glase kredenzte er Therese den Champagner. „Wir trinken aus, und verbraust ist der Schreck!“

Mit einem Zuge hatte er den Becher geleert, und Therese, die den Champagner liebte, war seinem Beispiel gefolgt . . .

Schneller verflogen die Minuten, im süßen Geplauder, angefeuert durch den Wein. Arthur, seinen Vortheil erkennend, füllte zum zweiten und dritten Male ihr Glas, und selbst betäubt, suchte er zu betäuben . . . Schon erglühte ihr Antlitz, die Augen leuchteten, und kühner geworden, legte er den Arm um sie und flüsterte: „Gieb, was Du zu geben hast; ein Weib verschenkt die Seligkeit um selig

selbst zu empfinden . . . Mein Blut schlägt hohe Wellen, und stürmt gegen die Pulse . . . Weißt Du, was es fordert? Wenn ich es Dir in's Ohr raune, wirst Du erschrecken, oder gewähren? Therese, hörst Du mich?" —

Er rückte ihr nahe, ganz nahe und neigte sich zu ihrem Ohr . . . Sie wich zurück, noch die Gefahr des eigenen Unterliegens erkennend, und hauchte: „Was thun Sie? Die Arme weg, wenn ich nicht zürnen soll!"

„Kannst Du es denn noch? Hast Du mir nicht schon vergeben, Alles, Alles, was hinter uns liegt, mit dem Augenblick, wo ich in dieses Zimmer trat? Es schlug für uns eine neue Stunde mit dem ersten Wiedersehen, und mit der neuen Zeit entfloh die Feigheit, die mich Dich einmal verlassen ließ. Glaubst Du zu opfern — fordere von mir, und ich will zeigen, daß ich dieses Opfer erkenne, Dir alles gewähren."

Erhitzt, in höchster Leidenschaft, wußte er kaum mehr, was er versprach. Sie aber, die kein Herz zu verschenken hatte und nur aus Laune damit spielte oder dem Rausch der Sinne huldigte, wurde durch seine Worte vollends aufmerksam, nicht Alles umsonst zu verlieren, und ungeachtet der Erregung, in

die sie durch den genossenen Wein gerathen, erzwang sie dennoch volle Gewalt über sich.

Ein berechnendes coquettes Weib wird nie besiegt, wenn sie nicht will, und schnell besonnen, begierig, wie weit sie es mit ihm treiben könne, flüsterte Therese schmeichlerisch verführend: „Und wenn ich Sie beim Wort nähme? Wenn ich gewährte? . . . Ich will es nicht verhehlen, daß ich fürchte, ich könnte unterliegen.“

Der elegische weiche Ton ihrer Stimme wirkte sinnberauschend auf ihn, und als sie, hingebend sich über ihn beugte, der heiß begehrend, bebend, ihr zu Füßen stürzte, ihre Hand ihm das Haar von der Stirne strich . . . ihr heißer Athem seine Wangen berührte . . . da zuckte er zusammen, wie vom Fieberfrost geschüttelt, jede Faser in ihm pulsirte, und trunken, taumelnd von brennendem Begehren, entzückt, zog er sie in seine Arme . . .

Brust an Brust gedrückt, so fest die Arme um sie legend, als sollte fortan Ein Herzschlag Beide beleben, Ein Athem ihre Seele regieren, stammelte er: „Therese . . . Weib! Engel, Dämon! . . . Mein bist Du . . . ja, mein, mein, um Dich zu vernichten, wenn Du nicht gehorchst . . . Dich zu lieben, ewig . . . als die Gräfin von Rößingg . . . Arthur's Gemalin

. . . wenn . . . wenn . . . o nimm das Wort mit Deinen Lippen von meinem Munde . . . das süße Wort . . . schlürfe die Flamme ein . . . die mich verzehrt . . ." Er ließ sein Haupt auf ihre Schulter gleiten.

„Er ist trunken!" sprach sie in sich hinein, aber sie drängte ihn nicht zurück, sie befreite sich nicht aus seinen Armen . . . „Arthur," lispelte sie — „Arthur, hörst Du mich?"

„Wie eine Stimme aus dem Paradiese! . . . Wie einen Zauberruf . . . Wilder lodern die Flammen . . . mein sei . . . mein . . . oder . . ."

Er sprach nicht aus, aber auffahrend, preßte er sie wilder an sich, und heiße Küsse brannten auf ihren Lippen . . .

Wieder ließ sich das Geräusch im Nebenzimmer vernehmen, und wieder horchte sie hoch auf, jetzt bemüht, sich aus den Armen Arthur's zu befreien . . . Er sah und hörte nichts, als sie, und widerstrebte ihren Versuchen.

In diesem Augenblicke wurde die gewöhnliche Eingangsthür geöffnet, und Friedrich trat in's Zimmer.

„Um Gotteswillen, Arthur! . . . Herr Graf!" rief die Baronin entsetzt, mit gewaltsamer Anstrengung

sich von ihm losreißend . . . Er stierte auf und nach dem Bedienten.

„Ah so!“ murmelte er in sich hinein . . . „Vergebung über meine Tollkühnheit . . . Vergebung“ . . . Er rang mühsam nach Fassung und einer weitern Entschuldigung, indem er auf den Bedienten schwankend zuschritt, doch überhob ihn dieser Bemühung die Baronin, die recht gut einsah, daß hier jede Bemäntelung vergeblich, und, nur bedacht, über diese unangenehme Situation hinwegzukommen, so unbefangen als möglich fragte: „Was bringst Du, Friedrich?“

Dieser, mit einer Miene, als wäre nicht das Geringste vorgefallen, entgegnete: „Ich komme, Herrn Marc Aurel, den Kunstreiter, zu melden.“

„Wen? . . . Herrn Aurel, jetzt? Hab’ ich Dich nicht zu ihm geschickt, und ihm sagen lassen, er könnte mich heute nicht sprechen?“ fragte sie in einer Bewegung, die sie vergeblich zu bemeistern suchte.

Mit der früheren Ruhe antwortete Friedrich: „Auch hab’ ich meinen Auftrag ausgerichtet. Daß der Herr dennoch hierher kommt, ist nicht meine Schuld. Er sagte, die Nachricht über Ihr Unwohlsein, was ich vorschützte — beunruhige ihn, er müßte von Ihnen selbst hören, wie Sie Sich befinden“ . . .

Durch die offen gebliebene Thüre zeigte sich das blasse Gesicht Marc Aurel's und, die letzten Worte des Bedienten, die dieser vielleicht mit Absicht stark hervorhob, hörend, trat er rasch in's Zimmer, und entschuldigte sich: „Ich hörte hier sprechen und glaubte auch Ihre Stimme zu vernehmen — Vergebung für meine Zudringlichkeit." Seine Stimme zitterte selbst und ein fieberhaftes Zucken hatte seinen Körper ergriffen . . .

Die Baronin war peinlich verlegen, aber doch Weib genug, um gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Sie schickte Friedrich fort, ohne im Moment an den Umstand zu denken, daß von ihrem Zimmer aus bis zum Entrée, wo Jeder zuerst eintreten mußte, noch mehrere Gemächer lagen, die doch Marc Aurel nicht so geradezu hätte durchschreiten können . . .

Eine drückende Pause trat nach der Entfernung Friedrich's ein. Graf Arthur war in einen Sessel gesunken und blickte über den Tisch weg, mit einem Ausdruck herüber, der zweifelhaft ließ, ob die Wirkung des Weines bei ihm stärker, als die sinnliche Leidenschaft, oder ob sich Beides zugleich bei ihm geltend machte. Die Erscheinung eines Fremden nöthigte ihm aber Zwang und Zurückhaltung auf, so viel schwebte doch vor seinen umflorten Sinnen, und er

gab sich Mühe, der Convenienz Rechnung zu tragen .... Marc Aurel stand noch immer an der Thür und musterte mit scheuen Blicken die Gestalt des Grafen, dessen aufgeregter Zustand seine bereits brennende Eifersucht nur noch mehr entflammte ... Die Baronesse sah bald von Einem zum Andern, und war in eine Laune gerathen, wo sie nicht wußte, ob sie sich ärgern oder lachen sollte. Sie wählte das Letzte, als das Bequemste und Angenehmere und — so wenig moralischen Halt hatte sie bereits — ein gefährlicher Gedanke, aber auch eben so lockend, stieg in ihr auf ...

Wie, dachte sie — ich habe hier zwei Liebhaber, Nebenbuhler, laß' sehen wie sie sich mit einander vertragen. Und angeregt von diesem Gedanken, der für jedes herzlose Weib ein seltener Genuß, ein willkommenes Schauspiel, fand sie sich bald in der Situation zurecht. Der genossene Champagner, der auch bei ihr nicht ohne Wirkung hatte bleiben können, gab ihr, nachdem die erste Ueberraschung vorüber, Schwung und Leichtigkeit genug, um das Gedachte auch zur Ausführung zu bringen.

Ihre fingirte Unpäßlichkeit zum Vorwand nehmend, scherzte sie, auf den Grafen deutend: „Das ist meine Krankheit, ein unerwarteter Besuch, dem

die Zeit nicht erlaubt, sich lange in Paris aufzuhalten. Ich weiß nicht, ob sich die Herren kennen?"

„Ah, der Kunstreiter!" rief Arthur stammelnd von seinem Platze, während sich Marc Aurel stumm verbeugte. Ein flammender vernichtender Blick aus dessen Augen schoß zu dem Grafen hinüber.

Erschreckt und doch verwundert fragte die Baronin: „Sie kennen Sich?"

„Allerdings," bestätigte Marc Aurel, indem er näher trat und den Platz auf dem Sopha einnahm, den sie ihm neben sich anbot.

„Aus der Bude, dem Circus her," lachte der Graf, sich in seinem Fauteuil zu ihnen drehend — „und dann ... wo war's doch? ... Recht! in dem schäbigen Hôtel .... Hôtel Blanchard!"

„Wollen Sie mich beleidigen?" fragte Aurel, dem die Stirnader schwoll.

„Um Gotteswillen, meine Herren!" fiel die Baronin dazwischen. „Herr Graf, Herr Aurel ist öfter mein Gast."

„So, so," meinte Arthur, ihn fixirend und sich auf seinem Sessel wiegend ... „Gast? Seltsam, wem Alles Sie Zutritt gestatten ... Ich könnte eifersüchtig werden ... Man sagt, Schauspieler und Kunstreiter machen das meiste Glück bei den Damen ...

Aber zum Henker! was quälen wir uns ... Jeder setzt ein, was er hat, beim Kartenspiel und ... beim Liebesspiel ... Besser, wir halten gute Freundschaft, und da steht der Vermittler! den Grog auf, schöne Baronesse — die Flaschen wollen geleert sein!“ — Er ergriff eine Bouteille und brach ihr den Hals.

Marc Aurel sah wohl ein, mit wem er es zu thun hat, und antwortete mit einem verächtlichen Blick, während die Baronin, auf den Vorschlag des Grafen eingehend, ein gefülltes Glas ergriff und es jenem kredenzte.

„Meine Gesundheit, Ihr Herren!“ Die Gläser klirrten zusammen.

„Und noch einmal — die schöne Baronin hoch!“ Der Graf füllte zum zweiten Male die Gläser. „Ah, heiß strömt es durch die Adern ... wie kochende Lava ... das Blut ... das Blut! ... Deine Hand, The ... ja so ... verwünscht diesen Zeugen! ...“ Zornig murmelte er noch einige Worte zwischen den Zähnen.

„Sie sind zu Hause?“ lachte die Baronin. „Fürwahr, ich muß gestehen, daß Sie Freiheiten kennen, von denen ich keine Ahnung gehabt ... Aber, Herr Aurel, Sie sind nachdenkend und stumm, ich wünschte Ihnen die Hälfte von dem Frohsinn des Grafen.“

„Frohsinn?" brauste dieser auf, seine Eifersucht nicht länger bezähmend. „Frohsinn, wenn ein ungebetener Gast sich zwischen uns drängt? ... Ich sollte meinen ... was war's?... Ja, ganz recht... Herr Marc Aurel, zu Pferd! dem Rappen vor, und tummeln Sie Sich — es gilt den Beifall der Gallerie!"

Er erhob sich und trat auf den Kunstreiter zu. Die Baronin erblaßte. Auch Marc Aurel wurde bleicher noch wie sonst; er stand gleichfalls auf.

„Sie sind betrunken!" sprach er eisig kalt und ohne zu beachten, daß ihn die Baronesse beschwören wollte.

„Betrunken?" Wie ein Funke in ein Pulverfaß schlägt und zündet, so loderte der Graf auf. Mit den Zähnen knirschend, wiederholte er noch einige Mal das Wort, dann rief er mit lauter dröhnender Stimme: „Wärst Du im Circus, Du hättest schon die Peitsche!"

„Oder Sie lägen blutend im Sande!"

„Von Dir?"

„Von dieser Hand — die Brutalität, um nie wieder aufzustehen!"

„Hinaus! oder —"

Der Graf konnte nicht vollenden, schon längst,

ohne daß es bemerkt worden, hatte sich die Thür, die zu dem Schlafgemach führte, geräuschlos geöffnet, und eine wohlbekannte befehlende Stimme rief jetzt: „Sie sind in meinem Hause, meine Herren!“

Alles wandte sich um, und erstarrte wie vom Donner gerührt — begleitet von dem Baron Artropp, dessen Tochter Camilla, und dem Kammerdiener Friedrich mit einem brennenden Armleuchter hinter sich — stand der Herzog von W..... vor ihnen.

Zwölftes Capitel.

Eine dumpfe schwüle Nacht lag über Paris. — Von den vielen Tausenden dieser Hauptstadt einer sorglosen Nation, gab es dennoch wiederum Tausende, die der Kummer nicht schlafen ließ, oder die obdachlos durch die Strassen irrten ... Der Mond war aufgegangen. Sein ohnehin bleiches Licht wurde fast ganz durch einen Dunst erstickt, der von Verrichtungen der Industrie und der Tageshitze erzeugt, gleich einem Nebelmeer über der Häusermasse wallte und schwebte. Tiefer am Horizont färbte sich der

Himmel schwärzlich grau, fahlgelbe Wolkenstreifen stiegen langsam aus dem finstern Schoße, vielleicht vor dem Tage fliehend, der unter ihnen wirkend, ihnen nach und näher rückte.

Von der Notre Dame schlug es drei Uhr.

Der Schritt der Patrouillen dröhnte durch die Strassen, hie und da klirrte eine Waffe, das ‚Qui vive?‘ der Schildwachen ließ sich vernehmen, oder die eiserne Hacke eines Lumpensammlers stieß auf einen Stein in der Rinne, die er durchwühlte — sonst war Alles still ...

Wie viel Leid aber blickte nicht hinauf zu dem Monde, stumm wie er selbst? ... Das Elend ist mannigfaltiger wie das Glück, und die Daunenkissen sind eben so wenig ein Schutz, wie das feuchte Lager von Stroh gegen die Sorge.

„Du bleiche Fackel dort oben, warum verbirgst Du Dich hinter dem Dunstkreis, der dichter und dichter sich webt? Fürchtest Du, der Schmerz könne Dich erreichen, von tausend Lippen ausgehaucht? oder daß der Thränenstrom hinaufdringe, der heut' vergossen? ... Sei ruhig, Mond, bleicher Gefährte der Nacht! die Thränen nässen das Lager, das Gesicht wühlt sich in die Kissen — die Seele weiß nichts von Dir. Man starrt Dich an, wie etwas Fremdes,

Kaltes, und das Kalte, Fremde, was kann es für Antwort geben? Du gehst die Bahn des Geheimnisses, man kann Dich verfolgen — auch zu Dir hinaufreichen? . . . Ein Seufzer thut es nicht, und wenn Du hören wolltest, Du müßtest gänzlich verschwinden. Oder war es nicht das Schauern vor vielen nächtlichen Klagen, die siebentausendfache Fluth der Thränen, die Dich so bleich gemacht? Deine lange Wanderung ist nicht zu berechnen, Vieles hast Du gesehen und gehört . . . Geh', geh'! und mache der Sonne Platz, die immer wieder verlangt, daß wir unsern letzten Rest von Lebensmuth wiederholt ausspielen, und so mindestens auf Momente vergessen . . . .“

In diese und ähnliche Betrachtungen vertieft, schritt Marc Aurel, ungeachtet der herrschenden Schwüle in einen Mantel gehüllt, durch die Strassen von Paris.

Er hatte das Haus der Baronin gleich nach dem Erscheinen des Herzogs verlassen, und in einem unbeschreibbaren Zustande von Betäubung, Eifersucht, Demüthigung und Wuth nach Hause gekommen, wälzte er sich stundenlang auf seinem Bette, ohne daß ihn der Schlaf aufgesucht. Aber nicht allein seine Person zog er in Betracht, obwohl er

die Beleidigungen des Grafen Rößingg keinen Augenblick vergaß und eben so wenig den Moment überwinden konnte, wo ihm der Herzog gleichsam befohlen, sich zu entfernen — das Schicksal Theresens beschäftigte ihn in noch höherem Grade.

Mit dieser Stunde, seit jenem Auftritte, wo er erkennen mußte, wie tief sie bereits gesunken, wie nur noch wenig fehlte, um sie den Gewöhnlichsten ihres Geschlechtes gleichzustellen, wo er, wollte er nicht taub und blind gegen die mit Füßen getretene Ehre und Scham erscheinen, sich das Geständniß nicht verhehlen konnte, daß siebenfache Schuld auf ihr ruhe — seit jener Stunde war ein Bruch mit seinem Herzen geschehen — er liebte sie nicht mehr.

Aber Marc Aurel gehörte nicht zu jenen Menschen, die eine so plötzliche gewaltsame Reaction auch gänzlich umändert, von denen alsdann der Schmerz entflieht; der Riß, der mit seinem Herzen geschehen, blutete um so stärker, die Mißhandlung, die er von dem geliebtesten Wesen erduldet, verwandelte sich bei ihm in eine Anklage gegen die ganze Welt. Er hatte bisher immer geglaubt, mit einer alten einzigen Liebe im Herzen, er habe wenig zu verlieren, er thue Recht, den Tod herauszufordern; aber nachdem er sie wiedergesehen und durch sie selbst

Hoffnung und Glück in ihm aufgeblüht, beides um ihn so jäh wieder zu verlassen — da fühlte er doch, daß ihm das Leben werth gewesen. Und nun so Alles verloren, so leer und öde in seinem Herzen! Beleidigt und verhöhnt von einem Nebenbuhler, Zeuge einer Scene, die abscheulich und beleidigend zugleich — er sprang von seinem Lager, auf das er sich völlig angekleidet geworfen, gemartert von diesen Vorstellungen, empor, und eilte auf die Strasse . . .

Der Weg führte ihn nach ihrem Hôtel . . . Die Arme gekreuzt und im Mantel verborgen, stellte er sich auf die andere Seite der Strasse, ihrem Hause gegenüber und blickte nach den Fenstern. Sie waren dunkel und verhängt . . . Dennoch starrte er unverwandt darauf hin, es war ihm, als müßte sie der Schlaf fliehen, ihre Angst sie ruhelos hin und her treiben und an's Fenster führen . . .

So, peinlichen Gedanken hingegeben, stellte sich noch einmal die jüngste Gegenwart vor seine Augen. Er machte sich im Stillen Vorwürfe, daß er dem Bedienten, der ihn im Hôtel Blanchard aufgesucht, gefolgt, daß er von ihm überredet und von Eifersucht angestachelt, in's Zimmer getreten, wo die Baronin mit dem Grafen sich befanden . . . War es nicht Absicht, ein wohlüberlegter Plan Friedrich's, wie er

gehandelt? Jetzt schien es ihm so, er glaubte die Fäden einer nichtswürdigen Intrigue zu erblicken ... Einer nichtswürdigen? Hatte sie, die Baronin, es nicht verdient, daß Einer auf diese Weise verfuhr? und doppelt seinetwegen, der beleidigt, vom Herzog wie ein Bedienter behandelt, nichts thun konnte, als mit knirschenden Zähnen von der Scene zu treten? ...

Was war denn weiter mit der Baronin geschehen? Noch hatte er gesehen, wie der Herzog mit vernichtender Artigkeit den Grafen ersuchte, ihm zu besserer Stunde das Vergnügen seines Besuches zu schenken, wie dieser, plötzlich nüchtern geworden, scheu und niedergeschmettert bis zur Scham, sich an den Herrn und die Dame gewendet, die mit dem Herzog eingetreten, wie diese ihm den Rücken gekehrt, und er hierauf, auf einen gebietenden Wink des Fürsten gegen den Bedienten, es nicht mehr gewagt zu bleiben ... Er hatte, noch einen Augenblick vor dem Hause verweilend, weiter gesehen, wie sich der Graf in einen Fiaker geworfen, und wie ihm bald darauf der fremde Herr und die Dame in einer herzoglichen Equipage gefolgt; aber die Baronin, was war aus ihr geworden, wie wurde sie von ihrem fürstlichen Geliebten behandelt? Konnte und hatte ihr dieser vergeben? ...

Marc Aurel beantwortete sich diese Frage mit Nein, und obwohl jedes heiße Gefühl für sie in ihm ausgelöscht war, so beschäftigte ihn doch ihr Schicksal aus den natürlichsten Gründen . . . Er hoffte noch und stand erwartend, daß sie am Fenster erscheinen müßte; als aber nichts sich zeigte, von Notre Dame die vierte Stunde erklang, der Mond im Verscheiden sich neigte, da ging er langsam den Weg zurück, seiner Wohnung zu . . .

Aber er wachte die Nacht nicht allein. Graf Arthur, in einer Aufregung, die fast der Raserei gleichkam, befahl, in seinem Hôtel angekommen, seinem Bedienten Franz, sogleich zu packen und Alles zur Abreise bereit zu halten. Auf dessen verwunderte Frage über einen so schnellen Entschluß, fehlte es nicht viel, daß sein Herr ihn mit einem Fußtritt belohnte, und in dieser wilden Weise verblieb er die ganze Nacht hindurch. Er wagte es nicht, zu dem Baron Artropp hinüberzugehen, obwohl er ihn nach Hause kommen hörte, und es ihn trieb, eine Erklärung herbeizuführen. Wie sollte er sich aber entschuldigen? Nach dem, was geschehen und wovon der Baron und Camilla Zeuge gewesen, war gar keine Vertheidigung möglich, das sah er wohl ein, aber wie waren sie von seiner Anwesenheit bei der Hellborn

unterrichtet, wie mit dem Herzog zusammengekommen? Diese Fragen hätte er gern beantwortet gesehen, um ihre Vergebung war ihm kaum zu thun. Die ganze Sache wär' ihm beinah' recht gewesen, dieser Bruch willkommen — wenn nur sein Vater nicht gewesen wäre! Aber der zum Greis gewordene, in, nach der Erklärung des Hausarztes bedrohlichen Tiefsinn gefallene alte Graf, war förmlich aufgelebt, als die Annäherung zwischen seinem letzten Sohne und der Baronesse Camilla zustandegekommen, er blickte wieder mit einiger Hoffnung in die Zukunft, er lächelte nach langer Zeit zum ersten Mal wieder, seinen alten Stamm nicht aussterben zu sehen . . . . . Wie mußte dieser die Nachricht empfangen? Die Botschaft von der Vereitlung seines letzten, seines Lieblingswunsches? Und wenn nun gar Baron Artropp, schonungslos genug und nur dem beleidigten Gefühl gehorchend, dem alten Herrn nichts verschwieg, ihm jeden Umstand berichtete? . . . .

So sehr Arthur in den letzten Jahren, seinem angeborenen Hang nach Genuß und Vergnügen nachgegeben, so wenig er sich in irgend einer seiner Neigungen Zwang aufgelegt, er bebte doch zusammen, wenn er sich all' die möglichen Folgen vorstellte, die der heutige Tag nach sich ziehen mußte. Er

verwünschte seine Unbesonnenheit, die Leidenschaft, die ihn zu der Baronin Hellborn geführt . . .

Wie tief war nicht auch er gesunken! Und warum, aus welchem Grunde? Er war in diesem Augenblicke aufrichtig genug, Niemand als sich selbst die Schuld beizumessen, er verhehlte sich nicht, daß er, um einen eingebildeten Schmerz loszuwerden, eingebildet, weil er aus verletzter Eitelkeit entsprungen, von Genuß zu Genuß geeilt, daß er in der Betäubung der Sinne hatte finden wollen, was er durch eingebildete Liebe nicht hatte von Therese erreichen können. Und war es das erste Mal, war es nicht früher in gleicher Weise schon einmal geschehen, in ähnlicher Gefährlichkeit? . . .

„Nicht so ganz," rief er bei dieser Erinnerung laut vor sich hin. „Nicht so ganz! Damals war ich wirklich entschlossen, und Anna wäre mein Weib geworden — wenn — — o dieser Herzog, dieser Mann in Hermelin gehüllt, er versteht es zu hintergehen und zu beleidigen!" —

In höchster Aufregung auf- und niederschreitend, knirschte er mit den Zähnen und rief mit dem Fuße stampfend nach Franz. Dieser kam.

„Ist Alles gepackt?" herrschte ihm der Graf zu.

„So viel ich konnte. Ich erlaube mir aber zu

bemerken, daß wir vor Morgen nicht fort können; es geht der Dampfwagen nicht früher."

„Weißt Du denn wohin?" lachte Arthur hell und bitter auf.

„Ich denke, nach Schloß Ellern."

„Nach Ellern? . . ." Er machte wiederum einige Schritte, lachte abermals, und sagte: „Recht, nach Ellern! . . . Es gilt einen Vater umzubringen," schloß er zwischen den Zähnen — „Fort!"

„Nach Ellern? Hm! Der alte Mann wird eine tolle Freude haben!" — Er trat an's Fenster und klirrte mit der Hand auf den Scheiben, daß sie sprangen . . . „Bah! so kommt frische Luft herein!"

Er warf sich erschöpft auf einen Divan, und plötzlich zusammenzuckend, faßte er nach der linken Seite: „Ah so . . . alte Sünden melden sich . . . die Wunde, die mir der . . . in den Leib gejagt . . Lindner hat recht, es ist besser bürgerlich gemein vor dem Schuße zurückzuweichen . . . Teufel, das brennt . . . brennt wie Feuer . . . Die Kugel, die kein Arzt gescheidt genug, herauszuziehen, kollert, als gält es Kegel zu schieben . . . der König fällt um . . ."

Er holte tief Athem und Schweißtropfen traten auf seine Stirn, marmorbleich wurden seine Züge . . .

„Einen Arzt," stöhnte er, „einen Wunderdoctor!

Ich will noch nicht befördert sein da hinüber, von wannen man nicht wiederkehrt . . ." Er erhob sich mit Anstrengung, stützte sich mit der einen Hand auf die Sophalehne, und verweilte in dieser halbliegenden Stellung einige Minuten.

Der Schmerz legte sich, erzeugte aber auch in Arthur eine Abspannung bis zur Ohnmacht. Die Augen schloßen sich von selbst und nicht fähig, sich aufrecht zu erhalten, sank er auf den Divan zurück, wo er den Rest der Nacht in einem halb träumerischen Zustande, jede Bemühung seines Bedienten ablehnend, zubrachte. — —

Und die Baronin von Hellborn? Sie, die all' dieses Ungemach hervorgerufen, wie nahm sie eine Katastrophe auf, die jäher als ein Gewitter sich über sie entladen? Im ersten Augenblick war sie fast geneigt, das Ganze für einen bösen Traum, einen wüsten Spuck zu halten, aber nur zu bald mußte sie erkennen, daß Alles schreckliche Wahrheit gewesen. Als Alle das Zimmer verlassen, mit dem Herzog allein, fixirte er sie, die bebend und keines Wortes mächtig vor ihm stand, eine kurze peinliche Weile; dann winkte er Friedrich, der sich nicht hatte entfernen dürfen, und sagte, sich verabschiedend: „Bis Morgen! Es ist zu spät für heute um mich anzuhören,

auch dürften Sie nicht in der nöthigen Verfassung sein. Bleiben Sie die Nacht in meinen Zimmern, ich werde in den oberen Gemächern Platz finden. Friedrich, wenn es die Baronin wünscht, räume den Tisch ab, er schwimmt sonst noch fort in der Fluth des vergossenen Champagners."

Er ging. Die Baronin hatte ihn kaum gehört, wie ein dumpfer Niederschlag lastete es auf ihren Sinnen, und erst, als sie mit Hilfe ihrer Kammerfrau, die inzwischen nach Hause gekommen und in's Zimmer getreten, entkleidet sich in ihrem Schlafgemache fand, löste sich der Druck und verzweifelnd suchte sie das Lager . . .

Dreizehntes Capitel.

Es war neun Uhr Morgens am folgenden Tage, als der Herzog seinem Bedienten klingelte. Auch er hatte die verflossene Nacht nicht ganz ruhig zugebracht, obwohl er auf Alles, was geschehen, vorbereitet gewesen und längst beschlossen, was er zu thun habe.

Ein Mann, der in der Liebe den Wechsel liebte, der sich nie entschließen konnte, dem Wunsche seines Landes nachzukommen und sich ebenbürtig zu

vermählen, hatte der Herzog noch niemals in einem so langen und andauernden Verhältnisse zu einem Weibe gestanden, wie zur Baronin von Hellborn. Er hegte für sie, bei einem Manne von so gelockerten Grundsätzen auffallend genug, aber nicht gerade allzu selten, eine gewisse Neigung, nicht eben hinreichend, um sie Liebe zu nennen, doch auch nicht so lose, um ihr einen intensiveren Grad von Wärme abzusprechen. Theresens Jugend und Frische, unangetastete Gefühle — denn die Zwischenperiode mit dem Grafen von Rößingg betrachtete er nur als ein leidenschaftsloses Herzensspiel — mochten wohl am meisten beigetragen haben, diese Neigung zu nähren.

Indeß einem Manne, der so viel erfahren und der mit der Liebe wie mit einer Waare umzugehen gewohnt war, konnte es für die Dauer nicht verborgen bleiben, wie sehr sich Therese im Laufe der Zeit veränderte, und wie sich schließlich ihre Natürlichkeit in Eigenschaften umwandelte, die das Vertrauen auf ihre Hingebung und Treue lockerten.

Seine Neigung ging nicht so weit, um gegen diese schlimme Umwandlung ein ernstes Wort der Mahnung anzuwenden; gewohnt überall zu siegen, hatte er die Achtung vor dem ganzen weiblichen Geschlecht verloren, und was er vielleicht hätte

entschuldigen können, durch Verhältnisse, durch die ungewohnte Ueppigkeit, den ihr bis dahin fremden Glanz und Luxus, Dinge, die gewiß jedes andere Mädchen ebenfalls verblendet und unbesonnen gemacht haben würden, erschien ihm nur als ein neuer Beitrag zu seiner geringen Meinung von der Frauenwelt.

Das überlegte er zudem nicht, wie auch er einen Theil, und nicht den geringsten, zu der Umwandlung Theresens beigetragen. Er war ihr nicht der zärtliche aufmerksame Geliebte, der Herz um Herz eingetauscht, der, je mehr er giebt, je mehr empfängt; er vergaß nie, daß er sie erkauft, daß er zu ihr herabgestiegen. Er blieb der Herzog, der regierende Fürst auch in ihrem Boudoir; für ihre Stimmungen, für die Regungen ihrer Seele, denen jeder Mensch und zumeist das Weib unterworfen, hatte er keinen Sinn und keinen Willen. Er wollte, daß sie gleich liebenswürdig, gleich zuvorkommend, für seine Zärtlichkeiten gleich empfänglich und bereit sei. Wer aber kann das, immer und ewig mit Heiterkeit und Hingebung sich den Begierden und Launen eines Mannes zu fügen? Das Weib muß sehr gesunken sein, die das kann und sie gehört zu den nächtlichen Paria's ihres Geschlechtes. Der Mann aber, der das von einer Geliebten fordert, die er nicht zu dieser verächtlichsten

Classe geworfen sehen will, muß entweder sehr roh und brutal oder sehr wenig Achtung vor dem Weibe überhaupt haben; die Bildung schließt diese Fälle nicht aus.

Wie aber kein Mann von Eitelkeit frei ist, so war es auch nicht der Herzog, und wenn er diese widrige Forderung des Immerbereitseins an Therese stellte, so glaubte er sich dazu berechtigt, weil ihm seine Eigenliebe in's Ohr raunte, sie müsse ihm dankbar sein, die Gnade, die er an sie verschenkt, habe sie für ewig an ihn gekettet.

Von diesem Gesichtspuncte aus, und um ganz wahr zu sein, weil ihn das Verhältniß zu der von ihm creirten Baronin zu drücken anfing, weil er lange genug ein Glück genossen, um übersättigt zu sein; und weil Therese, unachtsam und ohne Liebe für ihn, es nicht verstand, in täglich frischem Reiz vor ihm zu erscheinen, was gewiß jedes wahrhaft liebende Weib kann und bald ausüben lernt; aus diesen Gründen war ihm eine schickliche Gelegenheit nur zu willkommen, eine Trennung herbeizuführen. Bei allen seinen Fehlern war er doch nicht hart genug, um ein so langbestandenes Verhältniß ohne Ursache zu lösen.

Recht gut den Vorfall mit dem Taschentuch

bemerkend, ein Moment, der die Bekanntschaft der Baronesse mit Marc Aurel anknüpfte, reifte sehr bald ein Plan in ihm. Der Pferdehandel, seine Abreise nach Boulogne waren ein schnell ersonnener Vorwand, ihre Treue zu prüfen. Auf Friedrich, seinen vieljährigen Kammerdiener, konnte er sich verlassen, und dieser wurde zum Aufseher des Hauses während seiner Abwesenheit bestimmt.

Nur zu gut diente Friedrich dem Herzoge. Täglich gingen von seiner Hand geschriebene Briefe nach Boulogne ab, die seinem Herrn Alles berichteten, was sich inzwischen ereignet. Daß schließlich der Graf von Rößingg mit in's Spiel trat, war für ihn eben so überraschend als es ihn zu einer schnelleren Rückkehr nach Paris bestimmte. Er sah auch hierin einen Moment der Genugthuung, die er noch aus einer früheren Periode beanspruchen zu müssen glaubte, und wenn er auch einen Augenblick zur Versöhnung und Nachgiebigkeit gegen Arthur durch die Erinnerung an das unglückselige Hinscheiden von dessen Schwester Eleonore gemahnt wurde; so war andererseits diese Erinnerung zu unangenehmer Art, als daß er lange dabei verweilt hätte, und der Wunsch in ihm zu groß, diese Genugthuung zu erhalten und das Verhältniß zu Therese gelöst zu sehen . .

Als wenn das Schicksal zumeist daran Gefallen fände, ein Unglück recht auffallend zu gestalten, so führte ihm der Zufall auch noch, als er in Paris angekommen und seinem Plane gemäß im Hôtel des Princes abgestiegen, den Baron Artropp und dessen Tochter Camilla entgegen. Er kannte den Baron von früher, und ein Besuch bei demselben, durch die Nachricht von seiner Anwesenheit durch Friedrich veranlaßt, klärte ihn ganz mit der Situation auf. Wenige Worte genügten zu einer vollen Verständigung.

Baron Artropp, schon längst mit dem Benehmen seines zukünftigen Schwiegersohnes unzufrieden, folgte dem Herzog nur allzubereitwillig zu einer Katastrophe, die so unerwartet und vernichtend über drei Menschen hereinbrach. — —

Friedrich war eingetreten.

Der Herzog befahl ihm, zu der Baronesse hinabzugehen und ihr seinen Besuch zu melden. „Es ist neun Uhr vorüber," bemerkte er dabei mehr für sich selbst — „sie wird wohl bereits Toilette gemacht haben." —

Der Bediente kam zurück, und meldete, daß Seine Hoheit von der Baronesse erwartet werde.

„Wie fandst Du die Baronin?" fragte der Herzog.

„Ruhiger, als ich vermuthet. Sie ist völlig angekleidet und scheint auf den Besuch Euer Hoheit gerechnet zu haben.“

Und in der That, so war es. Die Nacht, so unruhig sie verlaufen, hatte dazu beigetragen, die Baronin auf das Kommende vorzubereiten, sie darauf gefaßt zu machen. Wäre der Auftritt am gestrigen Abend nicht mit gar so compromittirenden und beleidigenden Scenen begleitet gewesen, wäre das begonnene Verständniß mit dem Grafen weiter gereift, Marc Aurel kein Zeuge dabei, sie hätte sogar den bevorstehenden Bruch willkommen geheißen; liebte sie doch den Herzog nicht, war er ihr doch durch seine krankhaften Anfälle, an die sie nur mit einem Gefühl von Schauder denken konnte, mehr als entfremdet, und einen Blick in die Zukunft, der sie möglicher Weise gewarnt, that sie nicht. Nur die Beschämung, die sie bei der Erinnerung an ihren gestrigen Zustand empfand, hielt sie davon ab, den Herzog mit einem gewissen Trotz zu empfangen, wozu sie sich angestachelt fühlte.

Was sie nun ungeachtet dessen bewogen haben mochte, sich zu diesem Besuche, der ihr nichts Angenehmes bringen konnte, mit aller Sorgfalt zu kleiden,

wäre schwer zu sagen. Hoffte sie durch die Erhöhung ihrer natürlichen Reize abermals eine Brücke nach der Gunst des Herzogs zu bauen, oder wollte sie ihm in dieser Stunde recht fühlbar machen, was er Gefahr laufe zu verlieren? So wenig sie daran dachte, einen ernsten Blick in die Zukunft zu werfen, so wenig konnte sie sich verhehlen, daß ihr gegenwärtiges Schicksal rein in den Händen des Herzogs ruhte; sie war arm, der Dürftigkeit preisgegeben, sobald er es wollte. Wenn er ihr Alles nahm, was sie besaß, und wozu er ein vollkommenes Recht hatte, was sollte sie thun, woher die Mittel zu einer ferneren Existenz nehmen? Zum Theater zurückkehren? Sie war demselben längst entfremdet, eine warme entschiedene Begeisterung dafür hatte ihr immer gefehlt, und wenn sie es auch hätte thun mögen, daß sie zur Bühne zurückkehrte — die Kunst, wie sie sie kennen gelernt, konnte ihr die Ressourçen nicht bieten, die zu einem glanzvollen prunkhaften Leben, wie sie es gewöhnt, gehörten. Sparsamkeit und Vorsicht waren ihr gänzlich unbekannte Dinge geworden, und wenn sie auch nur die letzte hätte vorwalten lassen, so würde ihr nicht entgangen sein, daß der Herzog bei all' seiner Freigebigkeit und Verschwendung, wo seine Neigungen in's Spiel kamen, andererseits wieder, wo es an diesen fehlte, in

Geldsachen eine Kargheit an den Tag legte, die nahezu an Geiz streifte . . .

Aber an all' diese angeführten Möglichkeiten, dachte, wie gesagt, die Baronin nicht. Sie hatte sich lediglich geschmückt, weil Prunk und Zier in ihren Neigungen lagen, und weil eine Coquette in jeder Situation, wo sie mit einem Manne zusammenzutreffen hat, nie vergessen wird, all' ihre von der Natur geschenkten und künstlichen Reize zur Schau zu stellen . . .

Die Baronin lehnte an einem Divan, die eine Hand hielt sie auf die Polster gestützt, die andere spielte mit der weißen Seidenschürze, die sie schmal und hervorhebend umfaßte. Sie war in einem reichen blendend weißen Negligée von den feinsten Stoffen, reich ausgeschmückt mit kostbaren Spitzen. Als einzigen Schmuck trug sie eine Brillantnadel, die eine Centifolie in ihrem Haar feststeckte . . . Sie sah blaß und angegriffen aus, Umstände, die sie aber nur um so interessanter erscheinen ließen . . .

Ihre Gedanken waren vielfach beschäftigt, ohne jedoch einen bestimmten Punct festzuhalten, und so hörte sie kaum die Tritte im Vorzimmer, die den Herzog verkündeten.

Er trat ein.

Mit einem schnellen Blitz seines Auges überflog er ihre Gestalt, und seltsam genug, statt durch ihre wirklich reizende Erscheinung gewonnen zu werden, erhöhte sich nur seine Abneigung. Was sie vielleicht unbewußt gethan, was ihre Schönheit vervollständigte und erhöhte, glaubte er als Berechnung und weibliche Schlauheit erkennen zu müssen; es sprach nichts mehr für sie in seinem Herzen.

Ohne Umstände setzte er sich ihr gegenüber an's Fenster, und sagte mit großer Gleichgültigkeit, die durch den höflichen Ton nur um so fühlbarer wurde: „Madame, ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Morgen zu wünschen."

Sie sah zu ihm hinüber, und, durch die frostige und unerwartete Anrede gereizt, spielte ein spöttisches Lächeln um ihren Mund.

Er schien es nicht zu beachten, wartete auch keine Antwort ab, sondern fuhr fort: „Welcher Umstand mich so früh zu Ihnen führt, braucht keiner großen Auseinandersetzung. Sie haben mein Vertrauen gemißbraucht, und sich überhaupt in einer Weise benommen, die keine Rechtfertigung zuläßt. Ich will Ihnen keine Vorwürfe machen, so wenig als ich glaube, daß sie mir einen daraus machen werden, wenn ich Ihnen erkläre, wir müssen uns trennen.

Nach dem, was gestern vorgefallen, werden Sie selbst einsehen, daß es keine andere Ausgleichung giebt.“

„Zwischen uns?“ bemerkte sie als er innehielt, und wie nachdenkend. „Nein, da giebt es keinen andern Ausweg.“

„Und so ruhig sagen Sie das?“ Er war einigermaßen frappirt über diese Gleichgültigkeit und in der Erwartung gekommen, eine Scene herbeigeführt zu sehen, die ihm Gelegenheit geboten, den Großmüthigen zu spielen; wie er denn überhaupt den gewöhnlichen Fehler der Männer besaß, das Weib, das sie einmal aufgegeben, ganz gedemüthigt zu sehen... Es ist dieß die Weise des crassen Egoismus, der nie daran denkt, sich jemals eine Schuld beizumessen; oder der Mann übt einen Act der Rache für die vielen wirklichen oder eingebildeten kleinen und großen Wunden, die ihm das Weib geschlagen, aus. Freilich ist das eine wie das andere Motiv niemals eine Rechtfertigung, nie zu entschuldigen, und eine edle Gesinnung wird sie verschmähen . . .

Die Baronin antwortete auf die obige Frage: „Und was könnt' ich Ihnen entgegnen? Soll ich mich vertheidigen? Ich würde es kaum können, und darum bekenn' ich mich lieber gleich schuldig. Ich könnte Sie bitten, Ihre Verzeihung erflehen wollen, aber

damit wäre nichts gewonnen. Ich kenne Euer Hoheit zu gut, als daß ich nicht wissen sollte, Sie handeln nie ohne Ueberlegung, Sie weichen von dem nicht ab, was Sie einmal beschlossen."

„Wirklich, so gut kennen Sie mich?"

„Ja, Hoheit."

Diese Ergebung, die eine Art Schmeichelei für ihn enthielt, blieb auch nicht ganz ohne Eindruck auf ihn, doch war er weit davon entfernt, sich in seinen Plänen umstimmen zu lassen, und er entgegnete: „Gut denn, ohne Vorwort. Wir sind damit einverstanden: eine Ausgleichung ist unmöglich. Ich will auch nicht darnach fragen, was Sie veranlassen konnte, die Huldigungen eines Mannes anzunehmen, von dem Sie mir einmal selbst gesagt, jedes Andenken an ihn wäre in Ihnen verwischt. Das wäre der Graf. Wie Sie zu einem Kunstreiter, einem gewöhnlichen Gaukler, herabsteigen konnten, will ich gleichfalls nicht untersuchen. Machen Sie das mit Sich ab. Und nun, lediglich zu uns. Ich verlasse heute oder morgen Paris, und gehe nach meiner Residenz zurück. Dieses Hôtel ist noch auf vier Wochen gemiethet, nicht länger, so lange bleibt es zu Ihrer Disposition. Sie können demnach diese Zeit über hier wohnen bleiben, wenn Sie noch beabsichtigen in Paris zu verweilen. Ferner

bleibt Ihnen, was Sie an Schmuck und Garderobe besitzen und bei Sich führen."

„Und darf ich nicht nach W... zurückkehren," fragte die Baronesse, als er schwieg.

„Nein, das dürfen Sie nicht, niemals wieder."

„Aber —" Sie sprach nicht aus, was sie dachte. Er fiel ihr, sie errathend, auch sogleich in's Wort: „Was Ihre dortigen Effecten und das Ameublement betrifft, so mögen Sie Jemand Auftrag geben, daß er es in Ihrem Namen veräußere. Haben Sie Jemand, der Ihr Vertrauen besitzt?"

Sie dachte einen Augenblick nach, wußte aber Niemand.

„Nun," begann er wieder, „so mag es Lindner besorgen, er hat immer einiges Interesse für Sie gezeigt. Morgen kommt er von London zurück, wohin ich ihn gesandt, ich werde für ihn die nöthigen Anweisungen zurücklassen... Haben Sie sonst noch einen Wunsch, den ich Ihnen erfüllen kann?"

„Nein," antwortete sie ohne Ueberlegung und nicht darauf bedacht, den einzigen letzten Moment wahrzunehmen.

„Dann leben Sie wohl, und mög' es Ihnen gehen, wie ich es aufrichtig wünsche." —

Er ging einige Schritte und zögerte. Er mochte

es mit seinen Vorstellungen nicht zusammenräumen, daß sie ihm so gar nichts zu sagen hatte, diese Kälte verletzte ihn, und erregte zugleich seine Verwunderung. Als er aber nach einer Pause sah, daß sie schweigend in ihrer Stellung verharrte, entfernte er sich, um nie wiederzukehren.

Was war aber der Baronin? Als der Herzog gegangen, athmete sie auf, einen langen tiefen Athemzug. Wie ein Druck hatte es auf ihr gelastet, wie eine bleierne Schwere, und nur mühsam war sie dem gefolgt, was er gesprochen. Nicht gleichgültig und nicht erregt, fühlte sie sich von einer Apathie ergriffen, die ihr jeden Gedanken benommen, keinen Muth in ihr aufkommen ließ.... Dieser Zustand, erst im Laufe der Unterhaltung eingetreten, war der dunkle unwillkürliche Factor, der jedes Weib bewältigt, das zum erstenmale vor einem Manne steht, der als Richter auftritt.

Durch diesen Zustand waren auch die Waffen der Coquetterie zu Schanden geworden, die sie gegen den Herzog hatte anwenden wollen. Jetzt aber, nach seiner Entfernung und von dem Drucke befreit, kam es ihr sehr unerwünscht, daß er sich bereits verabschiedet. Sie machte sich Vorwürfe über ihre Schwäche und faßte mehrere Mal den Plan, sich zu ihm

zurück zu begeben, und nur die Vorstellung, daß er sie nun durchschauen müßte, konnte sie von der Ausführung abhalten . . .

Vierzehntes Capitel.

Therese hatte sich in ihr Loos ergeben, und — so elastisch ist die Seele unter dem Wechsel des Geschickes — in so rascher Weise, daß sie sich nie zufriedener glaubte als jetzt, wo sie aus der Abhängigkeit zu einem Manne getreten, den sie nie lieben gelernt hatte. Die neue Freiheit dünkte ihr eine große Errungenschaft, und ohne die mindeste Reue, ja mit einer Art von Genugthuung empfing sie die Nachricht von der Abreise des Herzogs.

Mit ihm verödete sich aber das Haus, alle Diener begleiteten ihn, und nur ihre Kammerfrau war zurückgeblieben. Doch auch diese mochte ihre Stellung nach den Vorfällen, die das Loos ihrer Gebieterin von dem fürstlichen Geliebten getrennt, für gefährdet halten, und sie nahm Veranlassung zu einer Rücksprache.

Therese, noch unberührt von dem Glauben, daß sie nun volle Ursache zur Einschränkung und

Sparsamkeit habe, eben ohne individuelle Neigung zu ihrer Gesellschafterin, auch von dem Gedanken geleitet, mit Entfernung derselben den letzten lebendigen Zeugen ihrer jüngsten Vergangenheit, die sie gern vergessen wollte, von sich scheiden zu sehen, ertheilte der Kammerfrau ohne Zögern den erbetenen Abschied.

Somit war sie nun allein in dem großen Hause; denn den vom Eigenthümer desselben bestellten Portier konnte sie nicht zu ihrer Umgebung rechnen. Da indeß Therese doch so viel einsah, daß sie ferner darauf verzichten müsse, sich mehrere Diener, wie sie es bisher gewohnt gewesen, zu halten, sie auch noch ohne bestimmten Entschluß war, was nun zu thun, so nahm sie bis zur Zeit, wo sie das Hôtel bewohnen durfte, die Frau des Portiers zur Aufwartung an.

Machte sie nun in dieser Beziehung eine Einschränkung, so ließ sie andererseits in ihren bisherigen Gewohnheiten in nichts nach; ihre Mahlzeiten mußten aus einem benachbarten Speisehause auserlesen und kostbar geholt werden, die Modistinnen und Modewaarenhändler kamen wie sonst nicht aus ihrem Zimmer; die herzogliche Equipage ersetzte ein eleganter immer zur Disposition bereiter Lohnwagen, sie behielt die Logen in der Oper und im Circus wie früher, bei . . .

Schon einen Tag nach der Abreise des Herzogs — so wenig machte eine Begebenheit auf sie einen nachhaltigen Eindruck — befand sie sich wieder im Circus, reizend gekleidet, einen Lohndiener hinter sich, ganz als wäre nicht das Geringste vorgefallen. Noch wie vor der Gegenstand allseitiger Bewunderung, war sie dießmal wahrhaftig nicht wegen Marc Aurel's gekommen; die Augen überall, dachte sie nur flüchtig an ihn, und dann mit größerer Neugierde über seine Haltung nach dieser Katastrophe, als aus Theilnahme oder mit dem Wunsche, ihn zu sich zurückgeführt zu sehen. Aber sie kam auch nicht der Herren wegen, die sich mit hundert Bätteriegläsern anstrengten, einen Blick von ihr zu erhaschen; sie war auch entfernt von dem Gedanken, den Grafen von Rößingg wieder zu begegnen; sie kam, weil sie nichts Anderes zu thun wußte, weil sie sich vor der Langeweile retten wollte, und weil es ihrer Eitelkeit schmeichelte, allgemein, sowohl von Herren als Damen bewundert zu werden; an die Anknüpfung irgend einer Bekanntschaft dachte sie nicht; das letzte Ereigniß hatte sie mit Groll und Abneigung gegen die Männer erfüllt.

Wie lange diese Abneigung dauern sollte, oder ob sie eine festbegründete, darüber konnten natürlich

die ersten Tage keine Entscheidung abgeben. Bemerkenswerther als dieser Umstand ist aber, daß es ihr nicht besonders auffiel, daß Marc Aurel am ersten und zweiten Abend unter den darstellenden Kunstreitern fehlte . . .

So planlos, in den Tag hineinlebend, wurde sie eines Morgens durch den Besuch Lindner's überrascht. Sie hatte ihm schon lange entgegengesehen und empfing ihn mit Freundlichkeit und ohne Verlegenheit, da sie voraussetzte, er sei mit allem Vorgefallenen bekannt. Er war es nicht ganz, da ihm der Herzog nur einfach gemeldet, er habe sich von der Baronesse getrennt und Lindner solle sich zu ihr verfügen, um einen Auftrag in Empfang zu nehmen.

„Ich komme nun deßhalb,“ sagte er, „und ersuche Sie um Ihre Mittheilungen, denn morgen schon reise ich von Paris wieder ab.“

„Morgen schon?“

„Ich muß, nach den mir gewordenen Instructionen. Aber wie kam es nur, daß so schnell ein Bruch stattgefunden? Mich interessirt Ihr Schicksal, und da ich an demselben seit unserer ersten Bekanntschaft betheiligt, werden Sie es keine Indiscretion nennen, wenn ich mehr zu erfahren wünsche.“

Therese war in einiger Verlegenheit, doch bald

gefaßt, entgegnete sie: „Ein unglückliches Zusammentreffen — ich hatte den Grafen Rößingg wiedergesehen, und der Zufall wollte, daß der Herzog ihm am Tage seiner Rückkunft von Boulogne hier begegnete."

„Arthur?" fragte Lindner.

„Derselbe. Sie wissen ja, daß ich Sie selbst gebeten, eine Wiederbegegnung zu veranlassen. Ich will mich nicht entschuldigen, sogar zugeben, daß ich einen gerechten Tadel verdiene, aber —" Sie stockte und schien sich zu bedenken.

„Nun?" drängte Lindner. „Sie liebten ihn, mehr, als den Herzog?"

„Sie haben es errathen." — Und da sie zu bemerken glaubte, daß Lindner geneigt war, sie zu entschuldigen, vervollständigte sie die Lüge: „Meine Kammerfrau, die ich dieses Vorfalls wegen entlassen, befand sich, während ich mit dem Grafen hier verweilte, im Vorzimmer und muß dem Herzoge mehr als die Wahrheit hinterbracht haben, denn wie wüthend stürzte er zu uns herein, und vergebens verschwendete ich Bitten und Betheuerungen, ihn zu besänftigen. Was aber das Schlimmste, es schien berechnete Absicht gewesen zu sein, mich tief zu demüthigen, denn er brachte Zeugen mit, einen Herrn und eine Dame."

„Arthur's zukünftigen Schwiegervater, den Baron Artropp, und seine Braut vermuthlich?"

„Woher wissen Sie — ?" fragte Therese, von dieser neuen Entdeckung überrascht.

„Ich hörte davon in W . . . ."

„Seine Braut?" wiederholte sie nachdenklich — „und er kam zu mir, sagte nichts? . . ."

Auf Lindner's Lippen schwebte die Bemerkung: „Und warst Du nicht die Favorite des Herzogs, die keinen andern Mann empfangen durfte?" er unterdrückte sie aber, ein stärkeres Heilmittel für ihren Leichtsinn im Rückhalt, und sagte: „Meine Zeit ist gedrängt, ich muß Sie ersuchen, mir die Aufträge mitzutheilen, die Sie für mich haben."

Die Baronesse, die sich von einem eifersüchtigen Gedanken an Arthur's Braut gar nicht losreißen konnte, machte ihn nun mit ihren Verhältnissen bekannt, daß sie nun vollständig auf sich angewiesen, und ersuchte ihn, den Verkauf ihrer Effecten in W . . . . sobald als möglich zu besorgen und ihr das Geld dafür einzusenden.

„Und was haben Sie für die Zukunft beschlossen?" fragte er.

Was sollte sie ihm für eine Antwort darauf geben? Sie war ohne Plan und Zweck. „Ich muß

offen gestehen," erwiederte sie — „ich weiß es nicht, ich habe noch keinen Entschluß gefaßt."

„Hm," sprach er, sie fixirend und mehr in sich hinein: „Sie ist auf dem Wege unterzugehen, tief, sehr tief zu sinken ... Vielleicht rettet sie das ..."

Lindner war kein böser Mensch, und wenn er anscheinend dennoch handelte, so bestimmten ihn nur besondere Verhältnisse, Umstände dazu. Hier, Theresen gegenüber, die ihn nie ohne Antheil gelassen, die er in ihrer jugendlichen Frische und Unschuld gekannt, glaubte er sich ein Verdienst zu erwerben, wenn er ihr den Abgrund zeigte, der vor ihr gähnte. Sie dauerte ihn, da er mehr als sie selbst ihre Zukunft bedachte und den Herzog hinlänglich kannte, um nicht an seine Kargheit erinnert zu werden, die überall zum Vorschein kam, wo es sich nicht um eine neue Geliebte oder einen andern positiven Gewinn handelte. Er wollte wenigstens bei dieser Geschichte das Seinige thun und sich so von einem Vorwurf freisprechen, den er sich als mittelbarer oder unmittelbarer Helfershelfer bei ihrem Schicksal zugestehen konnte. Zudem hatte er für sich nunmehr keine üblen Folgen zu fürchten, wenn er das Folgende erzählte.

Er begann mit einer Einleitung, und im Vertrauen auf seine frühere freundschaftliche Stellung zu

ihr: „Ich glaube nicht indiscret zu handeln, wenn ich, namentlich durch die Vermuthung bestärkt, daß wir uns heute zum letzten Male sehen, mir erlaube, auf Ihre Verhältnisse etwas näher einzugehen. Sie haben es verschmäht — aus welchen Gründen, will ich ununtersucht lassen — sich einen Freund zu erwerben, Jemand, der Ihr unbedingtes Vertrauen genießt. In Ihrer Lage, bei Ihrer Jugend und dem Umstand, daß Sie mit einem Schlage in ganz veränderte Verhältnisse treten, war das nöthig, und daß Sie es unterließen, sich einen solchen Rathgeber und Freund zu erwerben, ein Fehler. Sie übersahen, dem Tage und was er bot, hingegeben, was kommen könnte . . . Doch, ich weiß nicht, ob Sie mir erlauben, in dieser Weise zu sprechen . . .?“

„Fahren Sie fort!“ bat sie.

„Der Herzog, wie ich ihn kenne, hat nie daran gedacht, Sie für die Zukunft sicher zu stellen, und Sie, ohne Befürchtung und sorglos, vergaßen ihn daran zu mahnen. Das ist schlimm, fast schlimmer als Sie voraussetzen werden. Sie sind — verzeihen Sie — der bürgerlichen Sphäre entrückt, Sie tragen einen aristokratischen Namen, einen Titel, der folgerichtig auch vertreten sein will.“

„Ah, meinen Namen?“ lachte sie. „Baronesse

von Hellborn, in der That, klingt nicht übel, aber, Herr Lindner, wahrhaftig ich sehe darin nichts Schlimmes."

„Es ist schwer, einen Rang zu behaupten," bemerkte er eindrücklich. „Können Sie jetzt noch — im Fall der Noth — das Theater betreten?"

„Nie, nie," rief sie lebhaft. „Vom Theater will ich nichts mehr wissen. Der Nimbus ist dahin, der von der Bühne herab mich lockte und reizte, und, um recht aufrichtig zu sein, ich bin zu der Erkenntniß gekommen, mein Talent war nie ein bedeutendes. Wie allen Mädchen, die von Jugend und einem erträglichen Aeußern unterstützt, sich der Bühne widmen, geschah es auch mir, daß ich leidlich befunden wurde; doch die höhere Begabung ließ mich im Stich. Sie werden ein so genanntes mittelmäßiges Talent unter jungen Damen immer weit mehr ausgebreitet finden, als bei den Männern. Unser Geschlecht hat mehr Fügsamkeit für äußere Wahrnehmungen, eine Biegsamkeit, die es leicht Formelles wiedergeben lehrt."

„Aber," meinte er — „was dann? Wenn diese einzige Brücke zur Selbstständigkeit abgebrochen?"

„Was dann? Ach, wer wird sich darüber Sorge machen! Lassen Sie mich aufathmen, einer Freiheit leben, die ich im Umgange mit dem Herzog lange

nicht gefühlt. Sie glauben gar nicht, Lindner, wie wohl ich mich fühle, wie zufrieden ich bin, einmal sagen zu können: heute geht's nach meinem Willen, ich habe Niemand Rechenschaft über mein Thun und Treiben zu geben! Das ist etwas unnennbar Süßes, ein Bewußtsein, das ich nicht wieder opfern möchte. Und, da Sie Sorge für meine Zukunft zu haben scheinen — vergessen Sie denn, daß Sie der Herzog eben zu mir schickt, um mir die Mittel zu gewähren, noch länger dieses Glück der Unabhängigkeit zu genießen? Verkaufen Sie Alles, Alles, was in W.... einmal mein war, und ich werde reich genug sein, dieß Leben noch sehr lange fortzuführen."

„Glauben Sie? Wenn nun der Herzog eine strenge Sonderung in Ihrem Besitzthum eintreten ließe, und sagte: ‚Dieß ist mein, das das Ihrige?' Es ist möglich, daß er das thut, er ist dazu launenhaft genug, obgleich ich es nicht wünschen will."

„Sie sehen Alles merkwürdig ernst."

„Weil ich nicht oberflächlich urtheile."

„Aber ich will mir keine vorzeitige Sorge machen," rief sie hartnäckig. „Ich will nichts hören von Kummer und Leid. Kommt es endlich so weit, daß ich überlegen muß, was nun zu thun, so wird sich wohl auch eine Hilfsquelle öffnen."

„Wenn es nur nicht die allertrübste ist," warnte er mit einem ernsten Blick. „Doch vielleicht denken Sie anders, wenn ich Ihnen eine kleine Geschichte erzähle. Hören Sie: Es sind jetzt zehn Jahre verflossen, und der dabei betheiligte Mann zählte damals zwanzig Jahre, drei weniger als ich, der ich ihm auf die Universität vorausgegangen und ihn dort wieder erwartete. Nennen wir den jungen Mann Arthur. Er also, reich, vornehm, war das Muster eines Cavaliers, aber auch der Sonderbarkeit und der Leichtfertigkeit. Heute von einem Ernst, der gar nichts Anderes zu kennen schien als die Erfüllung seiner Berufspflicht, huldigte er morgen den allerlaresten Grundsätzen und verschwendete Unsummen für das was er Vergnügen nannte. Warnungen und Bitten halfen dagegen nichts, ja er trieb es dann nur um so toller, bis es ihm wieder einmal von selbst einfiel, das wüste Treiben aufzugeben. Das dauerte, bis er die Bekanntschaft eines Mädchens, einer Schauspielerin, machte. Er unterließ fortan alle Schwelgereien, die Bachanalien, die nicht selten ganze Nächte hindurch gedauert, und lebte nur für seine Geliebte. Zu eben derselben Zeit befand sich der jetzt regierende Herzog von W.... in jener Stadt. Damals einfach ein Prinz, ohne nahe Hoffnung auf

den Thron zu gelangen, indem sein regierender Bruder auf dem Puncte stand, sich zu vermählen, führte er ein ziemlich zurückgezogenes Leben von dem, was seine Apanage bildete. Doch hieß es in der Stadt: Der Prinz habe ältere Ansprüche an das Mädchen, sie hätten bereits in einem ziemlich engen Verhältniß gestanden, als sich Graf Arthur zwischen Beide drängte. Es fiel diesem mit seinem Reichthum nicht schwer, das etwas wankelmüthige Herz der Schauspielerin — wenn es wahr war, was die böse Fama erzählte, für sich zu gewinnen. Allerdings — wie sich später herausstellte, schmeichelte es ihrer Eitelkeit zu sehr, die Huldigungen eines Prinzen zu empfangen, als daß sie die Beziehungen zu ihm ganz aufgegeben hätte; doch von einem engen Verhältniß war nicht die Rede, und nie hatte es bestanden. Die öfteren Besuche des Prinzen bei der Schauspielerin indeß führten zu Zerwürfnissen, Mißhelligkeiten aller Art, und Arthur war schonungslos genug, den Prinzen die abhängige Stellung, die ihm einen sehr beschränkten Aufwand gebot, fühlen zu lassen. Dieser, entschlossen der Sache mit der Schauspielerin ein Ende zu machen und hiezu von seinem Bruder begünstigt, der in ihm mißtrauisch den nächsten Erben erblickte, so lange er selbst unvermählt blieb, ging

so weit, der Schauspielerin seine Hand anzutragen. Es konnte natürlich nur von einer morganatischen Ehe die Rede sein, doch war das immerhin ein sehr großes seltenes Glück für ein Mädchen, das außer ihrer Schönheit keine andere Aussteuer besaß. Sie aber gebrauchte diesen Antrag, um die schon wache Eifersucht Arthur's auf's Höchste zu reizen. Er verschwor sich gleichfalls gegen sie, sie zu heirathen. Inzwischen, unvorhergesehen genug, starb der regierende Herzog, und der bis dahin wenig beachtete Prinz wurde sein Nachfolger. Dadurch gewannen auch die Verhältnisse zu der Schauspielerin eine ganz neue Wendung. Sie suchte sich von Arthur zu befreien und dem Herzog entschieden zu nähern. Es war zu spät, und der Versuch wurde für zwei Menschen höchst verderblich. Eines Abends gab sie dem Herzog — es war einen Tag vor seiner Abreise in die Residenz — ein Rendezvous, und hier wurde zwischen ihnen die Verabredung getroffen, daß sie ihm in einigen Tagen in die Residenz folgen sollte. Der Herzog war auf diese Verabredung eingegangen, um das Letzte, was sie ihm noch gewähren konnte, zu erlangen; sie hatte ihn aber entschieden zurückgewiesen. Noch bei ihr verweilend stürmte plötzlich Arthur in's Zimmer. Er hatte sie im Theater

vermißt und sein Argwohn führte ihn hierher. Mochte er nun aus ihren verlegenen Gesichtern mehr als die Wahrheit lesen, oder war es nur blinde Eifersucht, genug, er war seiner so wenig Herr, daß er sie mit den größten Schmähungen überhäufte und auch den Herzog nicht verschonte. Noch in derselben Nacht kreuzten sie den Degen, und als Arthur, in einem Zustande förmlicher Raserei, trotzdem er bereits eine leichte Wunde davongetragen, nicht aufhörte, die heftigsten Verwünschungen gegen den Herzog auszustoßen, griffen sie zu Pistolen. Es war vergeblich, Arthur zur Besinnung zu bringen, er bestand auf Tod oder Leben. Der Herzog, ein ausgezeichneter Schütze, der nie fehlte, schoß Arthur eine Kugel in die Seite, indem er dabei ausrief: ‚Die Ehre, sich mit Ihrem Fürsten geschlagen, ihn dazu gezwungen zu haben, sollen Sie theuer bezahlen!‘

„Arthur hatte eine langwierige schmerzliche Cur auszuhalten, der Herzog war inzwischen abgereist. Die Schauspielerin, die nun wohl fühlen mochte, daß sie nichts mehr vom Herzoge zu hoffen habe, und die Arthur trotz ihrer Wankelmüthigkeit wirklich liebte, wurde Arthur's Pflegerin, und man muß gestehen, daß sie Alles that, um ihren aus Eitelkeit und Hochmuth entsprungenen Fehler zu verbessern, daß sie für

Arthur von nun an unausgesetzt die größte Hingebung an den Tag legte. Sie wachte Tag und Nacht an seinem Lager, und hier schloßen sich ihre Herzen so eng aneinander, daß man wirklich von warmer großer Liebe sprechen durfte. Aber trübe Folgen dieses engen Zusammenlebens kamen nach; das Mädchen trug von Arthur ein Pfand unter dem Herzen. Er war glückselig selig bei dieser Entdeckung, und unter tausend Zärtlichkeiten und Liebkosungen erneuerte er seine Betheuerungen, sie zu heirathen. Er dachte auch ehrlich genug, um darüber seinem Vater sogleich zu schreiben. Dieser, ein hochgestellter Mann, war so entrüstet, daß er ihm befahl, sofort die Universität zu verlassen und zu ihm zurückzukehren. Arthur setzte ihm einen lebhaften Widerstand entgegen, immer wieder von seiner Geliebten angefeuert, die ihm mit Thränen in den Augen zu Füßen lag und ihn beschwor, sie nicht zu verlassen. Es war die Verzweiflung, die sie an ihn kettete; denn die Zukunft stand drohend vor ihr, wenn sie der einzige Mann verließ, der ihre Ehre stützte und der für ihre Erhaltung sorgen konnte. Aber der Zufall trat dazwischen und vernichtete das Verhältniß. Was den Herzog dazu bewogen haben konnte, vielleicht mitleidiges Andenken oder Großmuth, bis heute bin ich darüber nicht

aufgeklärt — er schrieb der Schauspielerin, sie möge ihm mittheilen, was er für sie thun könnte. Dieser Brief, der in ihre Wohnung kam, als sie nicht zugegen und Arthur sie dort erwartete, fiel in seine Hände. Das herzogliche Siegel erregte seine Aufmerksamkeit und, mit seiner Stellung zu ihr sich entschuldigend, erbrach er das Schreiben. Obwohl nur sehr unklare, wenig bedeutsame Andeutungen über frühere Beziehungen darin standen, so war es doch hinreichend, seinen Argwohn auf's Neue zu entflammen, und er glaubte, mit den Argus-Augen der Eifersucht lesend, mehr und Alles herauszufinden. Mit diesem Briefe, ohne seine Geliebte zu erwarten, stürzte er in seine Wohnung. Hier traf er seinen Vater, der kurz zuvor angekommen war. In seiner Bestürzung und Ueberraschung verrieth Arthur Alles. Der alte Herr, den Augenblick benutzend, schürte das Feuer des Argwohns, und wußte endlich seinen Sohn zu überreden, die Stadt zu verlassen. Es geschah dieß auf das Betreiben des Vaters so rasch, daß Arthur kaum zur Besinnung kam.

„So viel einmal gewonnen, versäumte der alte Herr nichts, um Arthur die Erinnerung an jenes Wesen mehr und mehr zu vergällen, sie so darzustellen, daß er nichts Anderes konnte, als suchen, sie zu

vergessen. Leider ergriff er ein Mittel, das seine gesunkenen Lebenskräfte vollends zu erschüttern drohte; er warf sich in einen Strudel von Zerstreuungen, und suchte mit den brausendsten Vergnügungen sich zu betäuben . . . Mich dauerte das doppelt verlassene Weib, das nun ganz der Verzweiflung preisgegeben und das, wie ich wußte, theils aus angeborenem Hang zur Verschwendung nicht verstanden hatte zu sparen, theils aus Großsucht Alles mit Personen getheilt hatte, die sie zu benutzen gewußt. Entschuldigen konnte ich sie nicht ganz, doch mußte ich vieles was sie gethan Umständen zuschreiben, die sie zwei Männern entgegengeführt, die nie, so sehr sie sich auch den Anschein gegeben, es ehrlich mit ihr gemeint, und Verhältnissen, die nur zu wohl geeignet sind, auch die festesten Gesinnungen nach und nach zu untergraben. Ich hatte sie einige Mal gesprochen und herausgefunden, daß sie, einer achtungswerthen bürgerlichen Familie entsprossen, von Eitelkeit und falschem Ehrgeiz getrieben, sich dem Theater ohne Erlaubniß der Eltern zugewendet. Ihr geringes Talent verwies sie zu Gesellschaften, bei denen Druck und Nahrungssorgen die Moralität untergraben . . . Ich ließ mich später genauer nach ihr erkundigen. Die Berichte lauteten traurig Ihrer Entbindung nahe,

wußte sie kaum, von was zu leben. Was in meinen schwachen Kräften stand, geschah, bis ich, eben im Begriff mich ihretwegen an Arthur's Vater zu wenden, die Botschaft hörte, daß sie heimlich und ohne daß Jemand wußte wohin? die Stadt verlassen hatte. So vergingen mehrere Monate und Geschäfte führten mich nach der Residenz W . . . . Mit dem Herzog zusammentreffend, kamen wir gesprächsweise auf jene Unglückliche, und er äußerte, daß sie vor Kurzem in W . . . . gewesen. Dieß bestimmte mich zu weiteren Nachforschungen und ich hörte von einem Lakei, sie war auf dem Wege zu Arthur, ungeachtet sie dort Alles von seinem Vater zu befürchten hatte, nach der Residenz herübergekommen und hatte die Gelegenheit abgepaßt, wo der Herzog aus dem Schlosse treten würde. Sie soll elend bis zum Unkenntlichen ausgesehen haben, ihre Kleidung zerrissen und abgenutzt, in einem Zustande, der jeden Augenblick erwarten ließ, daß sie niederkommen mußte. Man kann sich denken, daß dieser Anblick auf den Herzog nicht angenehm wirken konnte, und bei seinem leicht erregbaren Zorn, war es eben so natürlich, daß ihn dieser gewaltsame Schritt, ihn auf offener Strasse anzurufen, in große Entrüstung versetzte. Dennoch nahm er sich ihrer an, wenn auch nur auf kurze Zeit und

in sehr beschränktem Maße, denn bald fesselte ihn eine junge Dame, die alle seine Gedanken beschäftigte. Wenn es ein Glück im Unglück giebt, so erfüllte sich's bei der von Allen Verlassenen; sie gebar ein todtes Kind noch in W. . . ., wo sie ihres Zustandes wegen hatte verbleiben müssen. Monate hörte ich dann nichts mehr von ihr, meine Geschäfte riefen mich zu Arthur's Vater zurück, der seine Einwilligung gegeben, daß sein Sohn eine Reise nach Griechenland und Italien antreten durfte. Ich begleitete Arthur. Eines Abends in einer deutschen Provinzialstadt angekommen, wo wir übernachten mußten, begaben wir uns in's Theater. Arthur machte mich auf eine Schauspielerin aufmerksam; es war jene Unglückselige, die er früher gekannt. Sie sah unbeschreiblich verfallen und verkümmert aus. ‚Geh' zu ihr,' flüsterte mir Arthur zu, ‚biete ihr an was Du hast, und sie soll mir Nachricht geben.' — Nach der Vorstellung erwartete ich sie vor der Ausgangsthür und brachte sie nach ihrem Hause. Sie war erfreut mich wiederzusehen, aber elend, elend bis zum Hinsterben des Geistes und des Leibes. Tausend Fragen that sie wegen Arthur, und das Geständniß legte sie mir unter heißen Thränen ab, daß sie ihn allein geliebt und nie aufhören würde, ihn zu lieben. Mit

Reue und Zerknirschung gedachte sie ihres Fehltritts, und daß sie nur noch einen Wunsch in diesem Leben habe. ‚Aber,‘ fügte sie hinzu, ‚dazu fehlen mir die Mittel.‘ ‚Was ist das für ein Wunsch?‘ fragte ich. Sie antwortete: ‚Zu meinen Eltern zurückzukehren.‘ — Nachdem ich ihr noch gesagt, sie möge an Arthur schreiben, dessen Adresse, wo ihn Briefe treffen würden, ich ihr mittheilte, übergab ich ihr eine Summe, hinreichend, um ihre Absicht auszuführen. Unter den heißesten Versicherungen der Dankbarkeit schied ich von ihr, um erst nach mehreren Monaten durch ihre Briefe zu erfahren, daß sie glücklich bei den Ihrigen angelangt war. Es sprach sich in diesen Briefen aller Jammer über ein verlorenes Leben aus, aber auch — in der Natur des Menschen begründet, der nur der Verzweiflung und Trostlosigkeit Raum giebt und nicht der Erkenntniß, daß alles Fehl zumeist von uns selbst ausgeht — eine Bitterkeit, die Andere, und hauptsächlich Arthur anklagte. Er beantwortete ihre Briefe, wie sie es wünschte, poste restante, das ein und das andere Mal, immer noch, war sie doch seine erste Neigung und die bleibt die stärkste, mit einem warmen Rest von Anhänglichkeit an die Unglückselige. Die Zeit und ein wechselnder Aufenthalt brachen die Correspondenz ab.“ —

Lindner hatte seine Erzählung vollendet. —

Die Baronin hatte ihm anfänglich mit nur geringer Aufmerksamkeit zugehört, nach und nach war diese gestiegen, und sie fand aus dem erzählten Hergang so viele Beziehungen zu ihrem eigenen Schicksal heraus, daß sie überrascht und betroffen, bewältigt und bewegt, in ein Meer der wechselndsten Gefühle versank. Da war fast Alles, wie es ihr begegnet: das Schwanken eines leichtsinnigen Gemüths, die charakterlose Eitelkeit eines hingebenden Weibes; die Unentschiedenheit und Begehrlichkeit, und wiederum die bei allem Leichtsinn nicht unedle Gesinnung eines Geliebten bei Arthur; der Repräsentant einer Classe von Männern, die in dem Weibe nichts sehen, als eine willkommene Beute ihrer Sinnlichkeit, ein Werkzeug ihrer Zerstreuung, in dem Herzog . . . Dann, die Erinnerung an das väterliche Haus, der Name Arthur; der Künstlerstand der Unglücklichen, der regierende Fürst . . . Therese war sehr nachdenkend geworden und sie hatte eine Empfindung, als wolle sich Alles in ihrem Innern umwenden, um neue Formen anzunehmen.

Sie fragte: „Und der Name jener Unglückseligen?"

Lindner stand auf und sagte nachdrücklich: „Anna Wolfram, Ihre Schwester!“ —

Fünfzehntes Capitel.

Ein Blitz kann Niemand jäher treffen, als diese Worte Lindner's das Herz Therresens. Mit einem Male stand Alles vor ihr: das väterliche Haus, der Jammer ihrer Eltern, die bleiche elende Gestalt der Schwester, der Tag ihrer Flucht und ihrer Schande . . . . Wo war die Zeit und wie dahingeeilt! Ueber die Tage, wo sie das Glück der Ihrigen gewesen, mit reinem unbeschwerten Herzen dem Morgen, der hell in ihre Kammer drang, entgegengelacht, wo sie sich Abends niedergelegt mit dem seligen Gefühl innerer Ruhe und Heiterkeit — waren Jahre dahingerollt . . . Und welchen Ersatz, welchen Gewinn hatte sie davongetragen, daß sie das Glück der Beschränkung verlassen, flüchtig geworden bald hier bald dort herumgezogen, einem Phantom nachjagend ohne Namen und Endziel? Kennt doch der eitle Ehrgeiz nur das schimmernde Verlangen und weiß nichts von echten Resultaten . . . Hatte sie gestrebt und gerungen, wie es der edle Geist thut mit großem

Begehren? Dieser Geist hat dann ein Recht, Fesseln abzuschütteln, die ihm hemmend und drückend erscheinen; aber sie war diesem Bestreben fremd — sie war das Weib der Begierde gewesen. Die Täuschung, die sie vom Hause getrieben, war ein Verrath an sich selbst, ein Verrath an der alternden Mutter, dem greisen Vater, die sich ihrerseits in ihrem Kinde, das sie ihr Liebstes genannt, so bitter getäuscht . . .

Was war ihr Gewinn nach so vielen Jahren geworden? Mußte sie nicht zusammenschrecken tief in innerster Seele, wenn sie gerechtermaßen: ein Nichts, ein schales nacktes Nichts! antwortete? Ausgebrannt war ihr Herz von den besten Gefühlen, ausgebrannt bis zur Leere und Vernichtung, und aus der Asche waren Leichtsinn und Leichtfertigkeit emporgeflattert . . . O es war eine gute Zeit gewesen, die sie auf ‚der grünen Insel‘ durchlebt! Damals konnte sie noch lachen über Geringes, über einen lustigen Einfall des vergnügten Alten, der seinem Kinde zärtlich die Wangen klopfte; sie konnte scherzen mit der Mutter, mit der Magd und mit Robert, dem wilden stämmigen Jägerburschen, der ihr nicht genug zu Gefallen thun zu können vermeinte . . . Das war ein bescheidenes Dasein, aber ohne Druck und Sorge, von

allgemeiner Liebe genährt, und darum glücklich und beneidenswerth.

Und jetzt? An die Schande gekettet, mit dem Bewußtsein, ihr Herz verkauft, die Liebe feil geboten zu haben — es war ein entsetzliches Erwachen aus sinnlicher Betäubung an einem bodenlosen Abgrunde, der vor ihr aufgähnte . . .

„Nach Haus, nach Haus! zu den Meinigen!“ rief sie schauernd und verzweiflungsvoll. „Ich will ihnen knieend abbitten, was ich gethan . . . Mein armer alter Vater, und, o Gott! die Mutter! . . . Den Fluch werden sie mir nachgeschickt haben, Fluch und Verwünschung . . . Zu ihren Füßen will ich liegen, ihre Knieen umfassen, und nicht eher aufstehen, bis sie mir vergeben . . . Sie werden es thun, nicht wahr, sie werden nicht so grausam gegen mich sein, wie es ihr Kind gegen sie gewesen? . . . O sagen Sie ein Ja! aus Mitleid und Barmherzigkeit sprechen Sie das kleine reiche Wort!“

Wie irr heftete sie das Auge auf Lindner, und schien ihm das Wort von den Lippen reißen zu wollen.

Lindner, der seine Absicht erreicht sah, aber doch vor einem so wilden Ausbruch der Gefühle zusammenschrak, hatte Mühe, sie zu beruhigen, und als

es ihm endlich einigermaßen gelungen war, sagte er mit einer gewissen Herzlichkeit, ihre Hand ergreifend: „Gewiß, man wird vergeben und vergessen. Kehren Sie zurück in Ihr Vaterhaus! Sie werden vielleicht fragen, wie ich gerade dazu komme, Ihnen diesen Rath zu ertheilen, was mich dazu bewegen kann? Die Antwort ist leicht. Ich bin nicht ohne Schuld an Ihrem Schicksal und habe Sie mit auf die Bahn lenken helfen, die Sie betraten, und wenn ich das gerade auch nicht bereue oder mir zum Vorwurf mache, so verstärkt der Umstand doch mein natürliches Interesse an Ihrem Schicksal. Denn — ich habe an mir selbst die trübe Erfahrung gemacht, wie sehr es sich rächt, wenn man, von den Seinigen getrennt, durch Jahre keine Nachricht begehrt, keine erhält, und plötzlich dahin zurückkehrt. Mag eine noch so lange Zeit seit der Trennung oder der Flucht vom väterlichen Hause verflossen sein, mag auch noch so sehr jede Erinnerung an dasselbe zurückgedrängt erscheinen, einmal bricht diese doch wieder hervor, um fortan von ihr unerläßlich gepeinigt zu werden . . . Und dann, um ganz aufrichtig zu sein, es giebt einen Fluch, der viel schlimmer noch auf uns lastet, als selbst diese Vernachläßigung des väterlichen Hauses — der Fluch der Einsamkeit. Nichts zu haben, woran

wir enger gekettet, keinen Beruf, der uns erfüllt; Niemand dem unser Herz gehört, wenn dieses leer, ausgebrannt, dann mahnt uns doppelt der Friede der Heimath an.“ —

Lindner sprach hier in der Erinnerung an Gräfin Eleonore, mit deren Dahinscheiden jeder Reiz des Lebens für ihn verloren.

„Und nun,“ fuhr er fort, indem er dicht an Therese herantrat, die still da gesessen und ihm mit Thränen zugehört, „nun lassen Sie uns berathschlagen, was zu thun. Sie sind entschlossen, zu den Ihrigen zurückzukehren?“

„Alles, was Sie wollen!“ hauchte sie hin. — „Nur bald, bald dahin!“

„Gut, und bleiben Sie bei diesem Entschluß. Ich reise noch heute nach W . . . . In wenigen Tagen bin ich dort angekommen, und sogleich werde ich Ihre Angelegenheiten in die Hand nehmen. Mit dem Gelde, das ich Ihnen dann schicke, können Sie die weite Reise bestreiten, und brauchen nicht zu fürchten, von Mitteln entblößt in der Heimath einzutreffen.“

Sie gab ihm noch einmal die Versicherung, daß sie fortan keine größere Sehnsucht kenne, als sobald wie möglich ihren Vorsatz auszuführen, drückte

ihm dankend die Hand und meinte: „Soll ich die Schwester von Ihnen grüßen? Werd' ich Sie wiedersehen?“

„Das Letztere kaum, ich werde in meinen Berufspflichten fortleben und ausharren in einer vielleicht selbst verschuldeten Einsamkeit, bis es zu Ende geht. Grüßen Sie Anna, und sagen Sie ihr, ich büße einen kleinen Theil der Schuld, indem ich ihr die Schwester zurückgebe; ich hatte damals, wo sie so unglückselig geworden, vielleicht die Mittel in der Hand, ihr Schicksal zu mildern, denn ich kannte Beide, Arthur und den Herzog und konnte sie warnen; aber die Jugend hat nur ein flüchtiges Auge des Mitgefühls und vermeidet den Ernst der Ereignisse ... .“

Er war unwillkürlich in eine ungewohnte weiche Stimmung gerathen, und jetzt, wie sich derselben schämend, lachte er: „Noch immer der Thor, dem am Herzen ein Stück Mitleid hängt! Das taugt nicht, und auch Sie, Baronesse, verbannen Sie die Thränen, froh und heiter aufgeblickt! Wir wollen dem trüben Verhängniß den Willen abjagen und uns nicht nachhinkend gefangen geben.“

Noch eine kurze Zeit bei ihr verweilend, um

Alles nochmals reiflich zu erwägen, schied er von ihr, sogleich seine Reise anzutreten. —

Therese war durch die Erzählung der Schicksale Anna's und die dadurch geweckte Erinnerung an die Heimath wirklich erschüttert worden, und noch lange verweilte sie, nachdem sich Lindner bereits entfernt, in einer tiefsinnenden Stellung. Am meisten dachte sie an den Vater, den alten Mann, der oft behauptet hatte, ohne sie nicht leben zu können; sie wäre sein theuerster Schatz . . . Was hätte sie nicht darum gegeben, jetzt nur einen Blick in die Heimath werfen zu können, zu sehen, wie es den Ihrigen erging! Eine brennende Sehnsucht, schnell dahin zu eilen, überfiel sie im mächtigsten Drang, und unruhig aufspringend, durchschritt sie das Zimmer.

Bald trat sie an's Fenster. Welches Wogen und Treiben auf der Strasse! Dieß Wechseln des Verkehrs! Immer neue Gestalten und Bilder, wie es in einer Weltstadt wie Paris nicht anders sein kann! Dort d'rüben die glänzenden Läden und prächtigsten Schaufenster, davor die gaffende Menge; hier elegante Spaziergänger, Damen und Herren, drängende Geschäftsleute, Ouvriers und Lastträger dazwischen; inmitten der Strasse herrliche Carossen, das

bunte Allerlei der Fuhrwerke . . . ein buntes Wogen und Treiben . . .

Es war natürlich, daß Therese so von ihren ernstesten Gedanken abgezogen wurde, und theilnahmlos anfänglich, zuletzt immer mehr dem bunten Wechselspiel vor sich ihre Aufmerksamkeit schenkte . . .

Die Seele ist zum Erschrecken elastisch, und wer sich nicht früh daran gewöhnt, einen Willen zu haben, ihn zu stählen, den umstricken unlösbar die Polypenarme der Wandelbarkeit . . .

Wie konnte bei Therese von einem ernsten Willen, einem nachhaltigen Eindruck die Rede sein, die nur eine Genugthuung, eine Befriedigung kannte — Prunk und Flitter? Die ihrer Eitelkeit Alles zum Opfer brachte, und längst Alles verloren hatte, was der Weiblichkeit zur Zierde gereicht? Verschwendung, Genußsucht hatten aus ihr Tugend und Ehre vertrieben, und der Leichtsinn erzeugte das Lächeln auf ihrem Antlitz. Weit, weit war sie davon entfernt, die Augen niederzuschlagen, wo die Scham beleidigt wurde; das Erröthen außer das des Zornes, kannte sie nicht mehr . . . .

War es sonach zu verwundern, daß die Gedanken an die Heimath wieder mehr und mehr in den Hintergrund traten, daß die alten Neigungen,

Genußsucht und Vergnügen, sich wieder meldeten? Vor ihr das bunte bewegte Bild eines reichen Lebens, keinen Widerstand im Herzen, ohne Halt und Beruf — sie verließ das Fenster, das Lächeln der Leichtfertigkeit auf dem Antlitz, das so gut versteht, die Zufriedenheit nachzuahmen, und vor den Spiegel trat sie, ihre Toilette zu vollenden, sich unter die Spaziergänger auf der Straße zu mischen, wo sie erwarten durfte, unter den eleganten Damen nicht die letzte zu sein, um die Huldigung der Welt zu empfangen. —

Sechszehntes Capitel.

Tage vergingen. Seltsam hastig, als hätte sie etwas Versäumtes nachzuholen, stürzte sich Therese in ein Meer von Vergnügungen. Die alte Leidenschaft dafür war in ihr in verdoppeltem Grade erwacht, und die Freiheit von allen Banden, der sie entgegengejubelt, verwandelte sich bei ihr in Zügellosigkeit.

In einer Stadt wie Paris, wo neben den Redlichen ein Heer von Schurken und Abenteuerern einherläuft, wo die Industrie die geheimsten Wege geht

und die Existenz die schmutzigsten und verwegensten Mittel herausfordert, wird es Niemand geben, der nicht bald eine Anzahl von Freunden und Genossen um sich versammelt, vorausgesetzt, daß man seinen Geldbeutel der Bekanntschaft für werth hält. Aber auch die Abenteuerer, die fremden und einheimischen, lernen sich bald kennen, und es ist als habe diese Classe von Leuten den stärksten Instinct, der sie sich zusammenfinden läßt und zu einanderzieht. Mit einer Spürnase, die allen Polizeiagenten zu wünschen wäre, wittern sie sich heraus und wissen sich überall zu treffen . . .

So kam es, daß Therese bald in einen Kreis von Bekanntschaften gerieth, ohne daß sie sie aufgesucht, ohne daß sie genau gewußt, wie sie dazu gekommen. Es waren Herren und Damen, die sich mit ihr in der Oper, im Circus, auf Spaziergängen unterhalten, die Gelegenheit oft vom Zaun brechend, und die sich andererseits ihr wieder in ihrem eigenen Hause vorgestellt. Auch an andern Gelegenheiten und allerlei Vorwänden, ihre Bekanntschaft zu machen, hatte es nicht gefehlt. Es waren dem Aeußern nach Alles Leute von Distinction, die in Paris zu Hause waren, wie in ihrer eigenen Stube, und Therese von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeiten führten. Man

gab Feste, veranstaltete Tanz und Spiel, und überall durfte sie nicht fehlen, überall ward sie die Königin der Gesellschaft.

Berauscht, befriedigt, die allgemeine Huldigung mit Wonne einsaugend, überließ sie sich schrankenlos dem Taumel des Vergnügens, und nur die Stunde beklagte sie, die ihr keines brachte. So aber, ohne Scharfblick für ihren Umgang, die unlautern Hilfsquellen nicht erkennend, wodurch dieser glänzte und verschwendete, wenn auch darauf bezügliche Gespräche und versteckte Anspielungen leichtfertig anhörend und ebenso darauf eingehend; mit vollen Händen das Geld, offen begehrt oder in raffinirten Vorwänden entlockt, ausstreuend; ohne Bedacht und Kenntniß ihrer Mittel, machte sie bald die unangenehme Entdeckung, daß ihre Casse erschöpft sei. Und um diese mißliche Situation vollends zu verschlimmern, war gleichzeitig der Termin eingetreten, wo sie ihr Hôtel räumen mußte.

Gern wäre sie in der prächtigen Wohnung geblieben, aber der Besitzer, der wohl erkennen mochte, wie wenig dispositionsfähig die Baronin nach der Trennung von dem Herzog, die ihm nicht verborgen geblieben, geworden sei, wollte auf ihre Vertröstungen, die sie ihm mit Hinblick auf die von Lindner

zu erwartende Geldsumme machte, nicht eingehen, und so sah sie sich genöthigt, ein ziemlich bescheidenes Quartier in derselben Strasse, aus zwei Zimmern bestehend, zu miethen.

Noch veräußerte sie bei dieser unfreiwilligen Veränderung, ohne große Besorgniß und großes Zaudern, einige übriggebliebene Kostbarkeiten; als aber ihre Hoffnung, Nachricht von Lindner zu erhalten, sich Tag um Tag nicht erfüllen wollte, mußte sie auch noch zu ihren Kleidern greifen und diese verkaufen. Entbehrungen traten ein.

Mit dieser Wandlung verringerte sich aber der Kreis ihrer Bekannten, sie mußte darauf verzichten, an jedem Vergnügen theilnehmen zu können. Der Kummer, ihre Effecten veräußern zu müssen, drückte sie fast weniger als jener Umstand, und um nur die bittere Nothwendigkeit zu mildern, wozu sich auch noch falsches Schamgefühl mischte, das sie verhinderte, ihre Verhältnisse zu enthüllen, überbot sie ihre Mittel vollends. In einer Art Selbstbetäubung, fortdauernd im Hinblick auf Lindner, sich selbst vorschützend: heute geschieht es zum letzten Mal! griff sie immer wieder, sobald es sich um ein Vergnügen handelte, zu dem Auskunftsmittel, ein Stück nach dem andern von den Resten ihrer ehemals so glän-

zenden Equipirung zu veräußern. Sie hatte bald nichts mehr.

War das Benehmen der ihr bekannten Herren nur bis jetzt, mit Rücksicht auf ihre anscheinend guten Vermögensverhältnisse, ein sehr achtungsvolles, höfliches gewesen, so zeigte von jetzt an der Theil, der sich ihr noch anschloß, eine Zudringlichkeit, die geradezu etwas Beleidigendes hatte. Ihre Sprache klang herausfordernd, ihr Benehmen wurde frivol. Therese wurde mit einer Miene empfangen, die deutlich sagte, daß man sie zu den Verächtlichen zählte, und wer sie besuchte, hielt mit Anträgen nicht zurück.

Und Therese hatte für diese Art von Beleidigungen keinen Zorn, keine Entrüstung mehr. Wenn sie auch den Anträgen, die sie unwillkürlich immer noch mit einem Gefühl von Abscheu erfüllten, kein Gehör gab, so konnte sie doch darüber scherzen, sie wußte sie zu einer pikanten Unterhaltung zu gebrauchen. Damit war ihrer Gesellschaft, meistens erfahrene Wüstlinge, aber nicht genug gedient, und sie nannten sie eine Coquette ohne Blut und Leidenschaft, und verließen sie einer nach dem Andern. Therese lachte und ergötzte sich durch Spott, den sie ihnen nachsandte. Noch war ihre Noth nicht zum Aeußersten gediehen, noch blieb ja die Aussicht auf Lindner.

Aber Tag um Tag verging, keine Nachricht traf ein, und das letzte ihrer entbehrlichen Kleidungsstücke war verkauft. Nun stieg die Besorgniß in ihr auf, eine große Angst ergriff sie, die Vorstellung, daß Lindner am Ende gar nicht antworten könnte. Was wär dann zu thun? was sollte sie unternehmen? O sie wußte es nicht, und händeringend durcheilte sie das Zimmer, ruhelos gemartert.

Immer größer wurde die Noth, und auch die zweite Wohnung, die bereits so sehr abstach von den glänzenden Räumen, die sie noch vor wenigen Wochen innegehabt, sollte sie verlassen. Sie überlegte und zauderte. Sie wußte, es gab ein Mittel, sie all' diesen Sorgen und Bedrückungen auf einmal zu entziehen, sie in die vorige glänzende Lage zu versetzen, — sollte sie es annehmen? Noch gestern war davon die Rede, und Herr von Villemont, eben derselbe, der ihr diesen Antrag gestellt, drang auf eine Erklärung. Es kam bei diesem Antrag freilich gar nicht in Betracht, daß die seltsamsten Gerüchte über Herrn von Villemont coursirten, daß er elegant, verschwenderisch, zu den Lion's von Paris gehörte, ohne daß man wußte, welche Hilfsquellen ihm zu Gebote standen, woher er die Mittel zu seinem mehr als verschwenderischen Leben nahm; es galt ganz gleich,

daß er nicht schön, und nicht jung genug mehr war — die Neigung, noch weniger die Liebe, hatten mit dem Pact etwas zu schaffen, der zwischen ihm und Therese abgeschlossen werden sollte. Und wenn sie schwankte und zauderte, dieses Abkommen zu treffen, so geschah es nicht aus Rücksichten der Tugend, nicht deßhalb, weil sie vor einer ungeheiligten Verbindung mit einem mindestens verdächtigen Manne zurückschreckte — Bedenken über derartige Verbindungen hatte sie längst nicht mehr — sie wollte ihre Unabhängigkeit nicht opfern, der Gedanke war ihr peinlich, Verpflichtungen gegen einen Einzelnen einzugehen, in eine Stellung zu gerathen, die es ihr nicht erlaubte, einen weiteren Umgang zu pflegen. Denn diese Bedingungen stellte Herr von Villemont, der eifersüchtig von Natur, ihr gegenüber kein Geheimniß daraus machte, daß er es sei.

Außer diesem Ausweg, ihre schlimme Lage zu verändern, gab es noch einen andern, doch dieser war vielleicht noch mißlicher, noch unangenehmer, und sie wies den Gedanken mit dem letzten Funken von Selbstachtung zurück. Aber wie sollte sie bestehen? Die Zeit drängte, sie mußte zu einem Entschluße kommen.

Sie entschied für Herrn von Villemont.

Er kam wie gewöhnlich, des Nachmittags, auch an diesem Tage in ihre Wohnung. Mit dem gemein lächelnden Ausdruck im Antlitz, den er für charakteristisch haltend, permanent seinen Zügen einbalsamirte, ohne zu ahnen, daß dadurch seine häßlichen Zähne noch mehr enthüllt wurden, nach der neuesten Mode gekleidet, die breiten groben Hände in gelben Glacée-Handschuhen versteckt, das beginnende Grau der Haare sorgfältig gefärbt, küßte er mit süßlicher Geziertheit Theresen die Hand. Seine Manieren waren geckenhaft, doppelt geckenhaft bei einem so alternden Mann, der mit aller Gewalt die Jugend sich anlügen will, dabei plump, und dem erfahrenen Menschenkenner wäre es vielleicht eingefallen, zu sagen: Dieser Mensch hat nie eine reine Wiege gehabt.

Wer aufmerksam auf seine Redeweise hörte, hätte diesen Ausspruch besiegelt. Wenn er sprach, langsam, bedächtig, als ahne er überall einen unwillkommenen Beobachter, geschah es ihm doch, daß ihm ein vulgärer Ausdruck mitten in einer wohlgesetzten Rede entschlüpfte. Aber was that das? Wer beachtete diese Kleinigkeiten! Herr von Villemont, der die Welt kannte wie Keiner, trug einen großen Reichthum, goldene Ketten und Ringe, eine kostbare Tabatière, augenfällig zur Schau, und überall fand er offene Thüren.

„Nun, meine Gnädige?“ fragte er Therese, sich zu ihr setzend. „Hat sich Ihr kleiner Starrsinn gelegt, und wollen Sie die Einsamkeit des armen Villemont versüßen helfen?“

Er warf einen vielsagenden Blick im Zimmer umher, wo es ausgeräumt bis zur Leere aussah, indem er sich eines goldenen Lorgnon's bediente.

„Meinen Starrsinn?“ meinte Therese, zu den Hilfsmitteln der Coquetterie greifend und den unangenehmen Eindruck, den seine Physiognomie stets auf sie ausgeübt, hinter einem leichtfertigen Lächeln maskirend — „Ich habe bis jetzt keine Ursache gehabt, denselben Ihnen gegenüber zu zeigen. Was könnten Sie von mir, einem so armen Geschöpf verlangen, um meinen Starrsinn herauszufordern?“

„Viel, meine Süße, unendlich viel, das heißt, für mich. O wenn Sie nur den hundertsten Theil von all' den Sorgen und Qualen kennen würden, die Sie mir bereits gemacht, Sie würden weniger grausam sein. Sie können mich glücklich machen, Sie wissen es, und ich, nun —“

„Vollenden Sie!“

Noch einmal den Blick herumkreisen lassend, dann auf ihr haften bleibend, die bereits in ihrer Kleidung die eingetretene Armuth verrieth, vollendete er: „Ich

würde Alles thun, um jeden Ihrer Wünsche zu erfüllen. Kein Opfer fände ich zu kostbar, und — ich will es ohne Prahlerei gesagt haben — meine Mittel sind nicht gering. Ich bewohne ein Haus, wo es keine Zimmer giebt, wie dieses, wo die Sparsamkeit — verzeihen Sie — aus allen Winkeln hervorsieht; mein Wagen ist glänzend, meine Pferde die theuersten und — um Alles zu sagen, meine Freigebigkeit wissen alle meine früheren Freundinnen zu loben."

Er schien sichtlich von seiner eigenen Rede befriedigt und betrachtete die gute Wirkung, die sie nothwendig auch auf Therese ausgeübt haben mußte; davon war nun wenig in ihrem Gesicht zu bemerken, denn sie lachte ihn geradezu aus und meinte: „Das ist alles sehr schön gesagt, aber nicht so bald ausgeführt. Worte sind ein allgemeiner Reichthum. Ich will Ihnen meine Lage nicht verhehlen, und sehen, ob diese vielgerühmte Freigebigkeit sich auch erprobt. Ich brauche zweihundert Francs."

„Zweihundert Francs?" lachte er nun seinerseits. „Wenn Sie in mein Haus einziehen, ich gebe Ihnen Zweitausend."

„Es gilt! Und wann —" sie stockte und sandte ihm einen ihrer brennendsten Blicke zu.

Er errieth sie vollkommen, und sagte: „Noch heute, diese Stunde! Ich sende Ihnen meinen Wagen, der Sie in meine Wohnung bringen soll. Das sogleich!“ — Er stand auf und verabschiedete sich, indem er ihr noch etwas heimlich in's Ohr flüsterte. Sie erröthete flüchtig, schien aber nicht zu zürnen . . .

An der Thür angelangt, die auf den Corridor führte, und von Therese begleitet, küßte er ihr noch einmal zärtlich die Hand, und öffnete . . . Erschrokken fuhr er zurück . . .

„Haben wir ihn endlich!“ rief die rauhe Stimme eines Mannes in Polizeiuniform, indem er ohne Umstände Herrn von Villemont beim Kragen ergriff. „Wir haben ihn lange genug beobachtet. Der Polizeilieutenant Renard hatte Recht, als er sagte, daß wir Dich hier am besten finden würden.“

„Was wollen, wen suchen Sie?“ bebte dieser leichenblaß und mit den Knieen schlotternd, hervor.

„Herrn von Villemont,“ höhnte der Officiant, „oder besser, Jean Gaspard, den Falschmünzer und Dieb. Ohne Umschweife! Unten steht ein Wagen, der Sie nach der Präfectur bringen soll.“ — Er faßte Herrn von Villemont am Arm und schleppte ihn hinaus . . .

Therese hatte dem ganzen Auftritt starr, fast

leblos zugesehen. Keines Lautes mächtig, drehte sich vor ihren Blicken Alles im Zimmer herum, und erst als die Männer sich entfernt hatten, schwankte sie zu dem Sopha zurück, wo sie ermattet zusammensank...

Siebzehntes Capitel.

Der Auftritt mit Villemont hatte Therese in ihre ganze Hilflosigkeit zurückversetzt. Aber weit entfernt, denselben als eine Warnung des Schicksals, als eine Fügung der Vorsehung zu betrachten, erschien ihr der Vorfall als ein Hohn ihrer Verhältnisse, als eine Verspottung ihrer Dürftigkeit, und mit dem bittersten Gefühl im Herzen, mit einer Verwünschung auf den Lippen, war sie aus ihrer Betäubung erwacht. Sie sah in Villemont nicht den Verbrecher, den die gerechte Strafe der Gerichte ereilte, nicht die Gefahr, die sie um eine Spanne Zeit zu seiner Mitschuldigen gemacht haben würde; er galt in ihren Augen als ein ihr grausam entzogener Retter, als ein Wohlthäter in der Noth, und sie beklagte sich über ein hartes Verhängniß, sie grollte mit dem Himmel, daß er ihr Alles entziehe, was zu ihrer Hilfe bereit.

Aus diesen Gedanken und Vorstellungen wurde sie nochmals in die trübe Wirklichkeit gerissen; sie sah sich genöthigt, noch an demselben Tage die Wohnung zu räumen. Ohne Vorbereitung für diesen Fall, gerieth sie in eine Verzweiflung, die fast in Raserei ausartete. Ihre ganze Heftigkeit kam zum Ausbruch, und in einem Athem verwünschte sie die Stunde ihrer Geburt, ihr Dasein und begehrte zu sterben . . . Unfähig zu einem Entschluße, im trostlosen Schwanken wohin sich wenden, stürzte sie bald wie vom Wahnsinn ergriffen, durch's Zimmer, bald warf sie sich in's Sopha, wühlte krampfhaft in den Polstern, und stromweis entstürzten ihr die Thränen . . .

So fand sie ihre Wirthin. Das Schicksal Theresens mochte ihr nahe gehen, da sie aber gegen den Willen ihres Mannes, der auf den Auszug derselben bestand, nicht handeln mochte, so that sie Therese zum mindesten den Vorschlag, so lange sie noch keine andere Wohnung habe, in das vierte Stockwerk hinaufzuziehen, in ein kleines Zimmer, das sich daselbst befinde.

Mit Freuden nahm Therese diesen Vorschlag an, und bald war der Umzug bewerkstelligt.

Hier saß sie nun, oben im vierten Stockwerk,

in einer kleinen Stube, dessen einziges Fenster keine andere Aussicht als auf die Dächer der Nachbarhäuser gewährte. Das ganze Ameublement bestand aus dem Nothwendigsten, und da waren keine Tapeten, keine gepolsterten Stühle, kein Sopha, wie sie es noch zuletzt gehabt . . . War es denn möglich, daß diese Wandlung so schnell vor sich gegangen, daß ihr nun Alles, Alles, das Geringste jäh entrissen, worin ihre Verwöhnung sich gefallen? Auch sie fühlte nur zu sehr die Macht der Gewöhnung, tief, wie schwer die Entbehrung.

Jeder im Leben muß auf Verluste gefaßt sein, aber der geringste unter diesen ist nicht der Verlust einer behaglichen Existenz. Wer einmal Bedürfnisse kennen gelernt, dem sind sie eben so gut an's Herz gewachsen, wie Liebe und Anhänglichkeit zu den Lebenden. Und Therese hatte Alles verloren, nicht das Kleinste aus einer besseren Zeit war ihr übriggeblieben. Der Hunger führt eine energische Stimme, und die Bedürfnisse des Leibes vertragen keinen Aufschub . . .

Einen Stuhl zum Fenster gerückt, dessen ehemals weiße Gardinen den Staub auf ihr Haar herabschüttelten, starrte sie hinaus vor sich, wo ein feiner Regen auf die Dächer herunterrieselte . . . Woher

mochte es kommen? Gedankenlos wie sie war, vor sich hinbrütend, machte sie den Versuch die Tropfen zu zählen, die von einer Traufe herabträufelten. Thörichter Versuch! Eben so thöricht, als ermessen zu wollen, wie viel Thränen bereits die Menschheit vergossen. Aber sie dachte daran und hängte an die einzelnen Zahlen so viele Millionen Thränen, vielleicht eine große ungeheuere Summe, genug, ein Meer auszufüllen . . . .

Der Abend kam. Es war ihr recht eigen zu Muthe. Die vier weißgetünchten kahlen Wände, der abgenutzte spärliche Hausrath, die Enge des Raumes, hatten etwas ungemein trostloses . . . Seufzend erhob sie sich und suchte umher; da war aber nichts, um ihren Hunger zu stillen, nicht das kleinste Stückchen Brod, und seufzend setzte sie sich wieder hin, bis die Nacht herniederkam, und sie zur Ruhe mahnte . . .

Am andern Morgen war Therese früh wieder auf. Wohl dachte sie daran, zu ihrer Wirthin hinunterzugehen und sie um ein Frühstück zu bitten, aber sie schämte sich und Stunde um Stunde verging, ohne daß sie ihr Vorhaben auszuführen vermocht.

Aber der Hunger thut weh, er läßt sich durch

noch so energische Vorstellungen nicht beschwichtigen. Therese nahm ihr Tuch um und verließ das Haus; sie ging in ihre frühere Wohnung, dort Erkundigungen einzuziehen. Noch immer gab sie die Hoffnung auf Lindner nicht auf, und allerlei Muthmaßungen, daß sein Brief unrichtig abgegeben, Fremde das Geld zurückgehalten, die Summe verloren sei, beschäftigten und quälten sie. Der Portier wollte von einem Briefe nichts wissen und war überhaupt wenig geneigt, auf ihre vielen Fragen Antwort zu geben. Sie fühlte wohl, der Mann, der sich früher nicht genug vor der vornehmen Dame bücken gekonnt, hatte keinen Respect mehr vor dem ärmlich gekleideten Frauenzimmer, und sie ging trostloser, niedergedrückter als sie gekommen . . .

Wohin sollte sie nun gehen? Nach Hause? Sie fürchtete sich vor der Einsamkeit, die sie dort erwartete, die man doppelt empfindet mit der Oede im Herzen . . . Gedankenvoll, mit niedergeschlagenen Blicken durchwandelte sie die Straßen, ihrem Fuß überlassend wohin er sie trug . . .

Sie wurde müde, müde bis zum Vergehen, und stehen bleibend, lehnte sie sich an die Vorhalle eines Gebäudes. Sie hatte nicht aufgeblickt, wußte nicht wo sie war. Plötzlich schlug sie die Augen auf und

sah sich um. Sie erkannte den Ort, nach und nach ihre Sinne sammelnd — sie lehnte an der Vorhalle des Hippodrom . . . Manche Vorstellung wurde in ihr rege, mancher Gedanke, und sie sah sich in die inneren Räume versetzt, mitten unter die glänzende Reihe von Herren und Damen im Parquet und in den Logen . . . Das war noch vor einigen Wochen in Wirklichkeit gewesen. Welche Veränderung war inzwischen mit ihr vorgegangen, wie war so Alles, Alles anders geworden! . . . Sie schauerte zusammen und wollte sich entfernen, scheu einen Blick auf das Gebäude werfend . . . In diesem Augenblicke öffnete sich das Portal und die Mitglieder des Circus kamen von der Probe . . .

Sie flüchtete vor ihnen, aber es war als hänge sich Blei an ihre Füße, sie schwankte und vermochte nicht weiter zu kommen . . .

Gleichgültig gingen die Menschen an ihr vorüber, gleichgültig die Herren und Damen der Künstlergesellschaft, nur Einer blieb stehen, eine bleiche ernste Gestalt, der prüfte das Gesicht und die Figur Theresens, und plötzlich rief er leise und dringend: „Therese!“

Ihre umflorten Blicke hellten sich auf, sie sah empor und — in das Antlitz Marc Aurel's . . .

„Um Gotteswillen!“ rief er. „Was ist geschehen?“ indem er ihr seinen Arm zur Unterstützung reichte.

„Nichts, nichts!“ hauchte sie, aber bis zur Ohnmacht erschöpft. „Bringen Sie mich in meine Wohnung.“

„Wo ist diese?“

Sie nannte ihm das Haus und die Strasse, die nicht zu weit von dem Platze entfernt lagen, und bald kamen sie dort an. Beide hatten nicht gesprochen; sie aus Schwäche, er aus Schonung und unter dem Eindrucke mannigfacher Gefühle, die durch das unerwartete Wiedersehen in ihm rege geworden. Es entging ihm nicht, wie sehr sie sich neben dem Ausdrucke des Kummers und der Sorge, der aus ihren Zügen sprach, auch in der Kleidung verändert hatte.

Noch weit mehr aber war er betroffen, als sie ihn die vier Treppen hinaufgeleitete, und ihn ein kleines ärmliches Zimmer empfing. Das hatte er nicht erwartet, und mit dem tiefsten Mitgefühl heftete er seine Augen auf Therese, die von dem letzten Rest ihrer Kraft verlassen, vor einem Stuhle zusammensank.

Er hob sie auf und trug sie auf seinen Armen

zu einer Art Sopha, wo er dringend und mit steigender Angst sie nochmals beschwor, ihm zu sagen, was ihr fehle, ob sie eines Arztes bedürfe.

Sie schüttelte kaum merkbar das Haupt und hielt die Augen geschlossen ohne zu antworten.

„Aber was, um Gottes Barmherzigkeit willen, hat Sie in diesen Zustand versetzt?“ — Er neigte sich zu ihr herab und horchte auf ihren Athem, der zu stocken schien . . .

„Der Hunger,“ antwortete sie leise.

„Der Hunger!“ Er fuhr zurück und starrte sie an, als habe er nicht recht gehört, dann aber, sich aufraffend, stürzte er fort, und kehrte bald mit der Wirthin zurück, die in einem Korbe das Nöthigste brachte. —

Nachdem sie etwas genossen, erholte sie sich nach und nach, und der erste Blick, den sie wieder auf Marc Aurel richtete, sprach beredter als alle Worte ihren Dank gegen ihn aus. Hierauf, mit dem Wiedergewinn ihrer Kräfte, stellten sich auch Scham und Befangenheit bei ihr ein, und es bedurfte der ganzen Zartheit ihres Erretters, um sie von diesen Empfindungen zu befreien. Seinen eigenen Gefühlen, die gewaltig stürmten, Zwang anthuend, sprach er von fremden Dingen, bis sie unbefangener geworden,

von selbst anfing, ihn über ihre neuen Verhältnisse aufzuklären.

Sie glaubte ihm dieß schuldig zu sein, und da er voraussichtlich mit ihrer früheren Vergangenheit nicht unbekannt war, so that sie es, nur manches übergehend, was sie gar zu sehr bloßgestellt, mit ziemlicher Wahrheit.

Er hörte sie ohne Unterbrechung an, und als sie geendet, sprach er, ihre Hände ergreifend: „Ich preise es als eine Fügung Gottes, daß er sie mir entgegengeführt. Glauben Sie nicht, ich hätte Sie vergessen, o nein, niemals! Es hätte geschehen mögen, was da wolle, das wäre ich nicht im Stande gewesen. Ich habe das abermals empfunden. Ich lag krank, man hatte mich aufgegeben, und erst vor einigen Tagen bin ich wieder genesen. Waren Sie schon auf dem Krankenbette mein fortwährender Gedanke, wie erst, als ich wieder ausgehen konnte. Ich suchte Sie, ging in Ihre alte Wohnung, und dort sagte man mir nur, daß Sie ein anderes Quartier bezogen, wohin? das wollte Niemand wissen.“

„Wie kann das sein?“ entgegnete sie, gerührt über den Ausdruck in seinen Worten. „Ich hinterließ bei dem Portier meine genaue Adresse, da ich einen Brief erwarte.“

„Einen Brief?“

Sie klärte ihn darüber auf, und fügte hinzu: „Dieser Brief war meine Hoffnung von Tag zu Tag, und sein Ausbleiben die Ursache einer Lage, in der Sie mich finden.“

„Aber warum schreiben Sie nicht nach W....?“ bemerkte Aurel. „Suchen Sie den Grund des Ausbleibens zu erfahren.“

„Sie haben Recht, und morgen soll es geschehen.“

„Und bis die Antwort eingetroffen“ — er stockte ohne zu vollenden.

Sie errieth ihn und drückte seine Hand.

„Nun ja,“ schloß er, sich zum Lächeln zwingend, „ich möchte Ihnen meine Dienste anbieten, bis Sie mir das Wenige, was ich für Sie werde thun können, zurückerstatten. Bewahre, daß es ein Geschenk sein soll.“

Und um gleich seinem Antrage das Siegel der That aufzudrücken, legte er verstohlen seine Börse auf den Tisch . . .

Sie fühlte mehr als daß sie es sah, was er vornahm, und wies sein Anerbieten nicht zurück . . .

Achtzehntes Capitel.

Mehrere Stunden hatte Aurel bei Therese verweilt, und vermieden auch Beide, er aus Schonung und Zartsinn, sie aus leicht erklärlicher Befangenheit, ihr bestandenes Verhältniß zu berühren, so waren sie sich doch abermals einander näher gerückt, und die Dankbarkeit, die sie ihm schuldete, machte in ihr ein erhöhtes Gefühl für ihn rege. Noch mochte die Wahrnehmung dazu beitragen, wie sehr sein Benehmen von dem der Männer abstach, die sie bis jetzt kennen gelernt. Seine Art that ihrem Herzen wohl, und so verwischte sich bald der Eindruck der Befangenheit, dem sie unterlegen, um einer wärmeren und besseren Empfindung Platz zu machen.

Das Verhältniß zwischen ihnen wurde ein ganz anderes, als Therese es gewohnt gewesen; innig und hingebend, lag ihr sowohl wie ihm jedes sinnliche Begehren fern, sie gingen einander entgegen und sahen sich ungern scheiden. Wie aus stiller Verabredung vermieden sie es jenen Vorfall mit dem Herzog zu erwähnen und nie war mehr die Rede davon. Jede freie Stunde verbrachte Marc Aurel bei ihr zu, und dabei vergaß er nicht mit möglichster Sorgfalt auf ihre Bedürfnisse Bedacht zu nehmen, denn noch

immer war keine Nachricht von Lindner eingetroffen, obwohl sie auf Anrathen Aurel's an ihn geschrieben und dringend um Antwort gebeten. Fühlte sie sich nun auch anfangs zuweilen von dem Gedanken bedrückt, von Jemand jetzt annehmen zu müssen, den sie einst so schnöde hintergangen, mit dem sie ein unverantwortliches Spiel getrieben, so geschah doch Alles, was Aurel für sie that, in einer so zarten schonenden Weise, immer im Hinblick auf eine Wiedererstattung, daß sich im Laufe der Zeit das peinliche Gefühl fast ganz verlor.

Wenige Menschen verstehen es zu geben, und wie viel hängt davon ab, wie man empfangen muß! Oft lohnt den Geber ein bitteres Gefühl anstatt Dankbarkeit, denn seine Miene drückte es nur zu deutlich aus, wie hoch er sich diese Handlung anrechnete, wie unangenehm es ihm, behelligt worden zu sein! Ein weniger reichliches Geschenk mitunter, das Herz mehr in der Hand, und es wird weit, weit mehr dankbare, weniger schmerzlich berührte, verletzte Gemüther geben . . .

Eines Abends, wie gewöhnlich bei einander, wenn Aurel im Circus nicht beschäftigt war, die kleine Lampe brannte auf dem Tisch und es sah recht traulich im Zimmer aus, kamen sie auf die

Jugend, die Tage der Kindheit, zu sprechen. Er hielt ihre Hand in der seinigen und sagte: „Nichts kann uns den Spielplatz vergessen machen, auf dem wir uns zuerst herumgetummelt, wo wir zuerst das Gefühl der Ungebundenheit empfunden und an Vater und Mutter nicht dachten, die um uns daheim in Sorgen waren. Was that es auch, daß wir auf einen Augenblick auf sie vergaßen? Kamen wir in's Haus zurück, sie empfingen uns mit der alten Liebe, und wenn es auch Schelte und hie und da eine noch handgreiflichere Strafe gab, wir Kinder mußten es als verdient hinnehmen, aber wir lernten auch das Bewußtsein, daß es die Sorge um uns war, was die Eltern entrüstete. Und die Sehnsucht trieb uns immer wieder nach Haus, wir mochten noch so weitab davon gewesen sein; wir wären um Alles in der Welt nicht länger ausgeblieben als nöthig. Wie verändern wir uns aber mit der Zeit und durch die Verhältnisse! Fortgetrieben von der Heimath, durch ein herumstreifendes Wandern unruhig im Geist und Gemüth, denken wir nur zurück, wenn unsere Seele belastet, nach Jemand sucht, dem sie sich vertrauen und mittheilen kann. Dann erst, im Unglück, erinnern wir uns wieder derer, die die meiste und früheste Sorge um uns empfunden, und die für unsere

gemeine Klagen ein so williges Ohr gehabt. Wir möchten alsdann gern zu ihnen eilen, um sie von Neuem mit unseren Sorgen zu beschweren, aber die Verhältnisse gestatten es nicht, wenn nicht noch das Schlimmere geschehen, und — Gräber sich über ihnen wölben."

„Gräber sich über ihnen wölben?" Therese faßte diesen Gedanken auf und ein leises Zittern durchlief ihren Körper.

Er bemerkte es, und sagte wie tröstend: „Fassen Sie die Sache nicht so ernst auf, ich bin eine Waise, habe Niemand, dem ich angehöre, und da kommt es zu Zeiten, daß mich der Trübsinn bewältigt. Es hat das nichts auf sich, man ist nicht geboren, um heiter dahin zu wandeln, was man möchte, auch gleich erfüllt zu sehen."

„Niemand? Niemand?" wiederholte Therese — „Und ich —"

„Was haben Sie? Ich bin ein Thor, von diesen Dingen zu reden, lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen." — Er wollte auf einen andern Gegenstand übergehen, sie aber sah ihn mit einem thränenumflorten Blicke an, und sagte: „Nein, nein, bleiben Sie dabei! Es war nöthig, daß Sie eine Erinnerung in mir weckten, die ich schon lange nicht gehabt, daß Sie

mich wiederholt an eine Pflicht mahnten, die ich so leichtfertig vergessen ... Aurel, ich wollte zu meinen Eltern zurückkehren, in die Heimath, die ich flüchtig, wie ein Dieb bei Nacht, verlassen. Wie wird es ihnen ergangen sein, wie werden sie nach mir verlangt haben, die beiden alten Leute, deren Kleinod ich gewesen?! O mein Gott! wenn nur — wie sagten Sie doch? Sie sprachen von Gräbern — nein, nein! Nicht wahr, sie werden noch nicht gestorben sein, bis ich sie wiedergesehen?" —

Sie klammerte sich ängstlich an ihn und wollte mit den Blicken aus seinen Mienen die Antwort lesen. Er suchte sie zu beruhigen und versicherte, sie mit seinem Arm an sich ziehend: „Gewiß nicht, Therese, sie werden Beide leben, um ihr liebstes Kind noch einmal, mit der alten Liebe an ihr Herz zu drücken, sich nicht mehr von Dir zu trennen. O, ich weiß es, kenn' ich doch den Vater, der rüstig — —"

Er besann sich und vollendete nicht ...

„Du weißt es? Du kennst die Eltern?" fiel sie ihm hastig in's Wort, und lange, lange starrte sie ihn an, bis es plötzlich wie Schuppen von ihren Augen sank, wie Blitz ihre Gedanken erhellte, und sie aufgesprungen mit dem Ausruf: „Robert!" vor ihm zurückschreckend, die Hände über's Gesicht schlug ...

„Ja, Robert!“ wiederholte er, sie leidenschaftlich umfangend, „Robert, der Dir nachgezogen, der wie Du aus dem Hause geflohen, der Dich geliebt, und gesucht überall, bis er Dich gefunden!“ — Er zog ihr die Hände vom Antlitz und sah sie mit einem Blick der innigsten Liebe an.

Wie scheu aber wandte sie sich ab, rang die Hände aus den seinigen und sagte langsam, indem Thräne um Thräne über ihre Wangen lief: „Robert! Du . . . Du? Wo waren meine Augen! O ich bin tief, tief gesunken!“

„Therese! Du erschreckst mich. Sprich! Was denkst Du, was hast Du auf einmal?“

„Was ich habe?“ entgegnete sie, sich widerstandslos ihm überlassend, der sie zum Sopha zurückgeleitete... „Du fragst? Hast Du kein Gedächtniß für das Geschehene? Ach ja, Du bist gut, und willst es vergessen!“ Heftig weinend, verbarg sie ihr Antlitz in beiden Händen.

Er suchte sie zu beruhigen und beschwor sie, ihm doch nur zu sagen, was sie jetzt so besonders quäle. Sie that es mit den Worten: „Du mußt es ja wissen! In der Heimath noch hab' ich Deine Liebe zurückgewiesen, ich dachte nicht an den armen Jägerburschen, in Glanz und Reichthum lebend, vergaß ich

all' die Meinigen. Jahre vergingen. Hier sah ich Dich wieder, verändert, ohne Ahnung, daß Du es sein könntest; ich lockte Dich in mein Haus, ich spielte ein grausames, unverantwortliches Spiel mit Dir ... und nun, nachdem ich arm geworden, im Elend, bist Du es, Du, den ich gekränkt, beleidigt, der mich vom Hungertode errettet!"

„Nicht das, Therese!" fiel er hastig ein. „Nicht diese Erinnerung! Wozu das? den Blick in die Zukunft gerichtet, dorthin, wo uns frohe heitere Bilder erwarten, wo noch Alles gut werden kann!"

„Glaubst Du daran?"

„Ja, wie an die Vorsehung, die mich Dich im verhängnißvollsten Moment wiederfinden ließ. Wir gehen in die Heimath zurück, Alles hinter uns lassend, was uns betrübt und verletzt, zu den Deinigen, die das Haus mit Jubel erfüllen werden, wenn sie Dich wiedersehen, und, Therese, wenn Du mich nicht verschmähst, wenn es Dir möglich ist, Deinen stolzen Namen zu vergessen — so können wir noch alle, alle glücklich sein, ja gewiß, wir werden es sein!"

„Robert!"

„Sprich nicht, sage mir nichts von dem Vergangenen, daß Du Dich selbst vergessen, der Verlockung erlegen ... Kein Vorwurf treffe Dich

darüber . . . O Du weißt es nicht, wie sehr ich Dich geliebt, wie sehr ich Dich liebe . . . Denkst Du vielleicht noch daran? Einmal, es ist lange, lange her, da schrieb ich an Dich, ich sandte Dir ein Epheublatt, in das ich Deinen Namen mit einer Nadel geschrieben. Es war ein thöricht kindisches Beginnen, aber ich hatte damals nichts Anderes zu geben und doch wollte ich, Du solltest wissen, daß Du einen fernen Freund hast, der Dich in alle Ewigkeit nicht vergessen könne. Das thöricht kindische Beginnen machte mich damals glücklich, und war es doch ein letztes Zeichen der Erinnerung für lange, lange Zeit; Deine Spur ging von da an für mich verloren . . .“

War Therese schon vorher bewegt, diese Worte Robert's machten einen tiefen Eindruck auf sie; von einem solchen Gefühl, einer so innigen Liebe hatte sie keine Ahnung gehabt. Er, den sie gekränkt, den sie zu einem Spielwerk benutzt, er konnte ihr das nicht allein verzeihen, er übersah ihre Vergangenheit, Verhältnisse, die sie anklagten und verurtheilten. War sie dann eines Mannes noch würdig, eines Mannes, dessen Gesinnung so hoch über der ihrigen stand, daß sie gar nicht zu ihm emporblicken konnte? Dessen Gesinnung so ungewöhnlich, daß sie dem, der seine grenzenlose gewaltige Liebe zu ihr nicht kannte, fast als

Schwäche erscheinen mußte? Denn welcher Mann von Herz und Ehre findet sich leicht, der eine Gesunkene zu sich erheben will? Der Leichtsinn, die Berechnung mögen das können, aber die Ehre wendet sich mit Abscheu von einem Weibe, das, von der Schande gezeichnet, den Fluch der Verwerfung ihrem Gatten mittheilt. Der Friede des Hauses flieht mit dem Eintritt eines solchen Weibes in dasselbe . . .

Es war ein ungemessenes ungeheueres Opfer, das ihr Aurel mit seiner Hand antrug, der arme Jägerbursche und Kunstreiter ihr, der Baronin von Hellborn, die einst einen hochmüthigen Traum von ewiger Dauer geträumt . . . Durfte sie das Opfer annehmen, die Hand, die er ihr angetragen? Konnte sie wirklich nach dem, was geschehen, noch an ein Glück glauben, das ihr seine Liebe ausgemalt, mit ihm vereint zu den Ihrigen zurückkehren? . . .

So weit kam nun freilich Therese nicht mit ihren Gedanken, denn unter seinen wiederholten Betheuerungen unwandelbarer Treue, überhäuft von tausend Zärtlichkeiten, gab auch sie sich hin, aber eine Umwandlung war zum mindesten mit ihr geschehen, und flüsternd, gewährend, an seinem Munde hangend, gelobte sie sich feierlich still, erst Robert's Liebe zu verdienen, bevor sie auf seinen Antrag antwortete...

Mancherlei Pläne für die Zukunft verabredend, eine baldige Abreise vor Augen, machte Robert sie mit seinem Vorsatze bekannt, schon in den nächsten Tagen sein Verhältniß zu dem Director des Circus, bei dem er unter dem angenommenen Namen Marc Aurel eingetreten, zu lösen. Er verhehlte ihr auch nicht, daß er sich ein kleines Vermögen zusammengespart, hinreichend um ein kleines Gut zu kaufen, und, als wollte ihnen das Schicksal weiter zu Hilfe kommen, am folgenden Morgen überbrachte ihr der Postbote einen Brief von Lindner. Freilich war der beigefügte Geldbetrag unter Theresens Erwartung, nur ein sehr geringer, aber gleichzeitig sprach Lindner in dem Schreiben die Hoffnung aus, ihr nun bald die vollständige Summe übersenden zu können. Daß er ihr nicht früher Nachricht gegeben, schrieb er ferner, habe an dem Umstande gelegen, daß der Herzog, in einem Strudel von Vergnügungen lebend und dadurch wenig zugänglich, bis jetzt noch nicht habe dazu gebracht werden können, einen schriftlichen Befehl zum Verkauf ihres Hôtels und Mobiliars auszufertigen, einem Befehl, auf dem das betreffende Hofgericht, welchem alle fürstlichen Güter unterworfen, bestünde...

Robert war nicht zugegen, als Therese diesen Brief empfing und, aus Scheu, dadurch eine unan-

genehme Erinnerung in ihm zu erwecken, wenn er den Namen des Herzogs läse, machte sie ihm aus demselben ein Geheimniß. Die hundert Francs, der von Lindner beigefügte Betrag, legte sie in ihre Comode.

Neunzehntes Capitel.

Es kamen glückliche Stunden und Tage für Therese. Immer mehr wich der Druck, der auf ihr gelastet, und Robert's stets gleiche Sorgfalt, die Aussicht auf eine baldige Reise zu den Ihrigen, schmeichelten sich dagegen fester an ihr Herz. Hatte sie auch noch manche Bedenken über eine frohe Zukunft nach einer so schuldbaren Vergangenheit; konnte sie auch im Vergleich mit dem Geliebten sich ihm nicht gleichstellen, glaubte sie auch zuweilen zu fühlen, daß sie seine Treue und Hingebung, das was er für sie gethan, ihm niemals würde vergelten können; drängte sich hie und da die trübe Vorstellung von dem Hingang der Ihrigen, und, wenn sie lebten, wie sie sie finden würde, an ihre Seele; in der Gesellschaft Robert's traten diese Gedanken in den Hintergrund, that er doch Alles, ihr Vertrauen auf eine frohe Zukunft zu nähren und zu stärken.

Es schien fast, als sei ihm die erste Zeit der jungen Liebe wiedergekommen; all' die kleinen tausend Aufmerksamkeiten, an denen ein liebendes Gemüth so erfinderisch, verschwendete er an sein Leben, wie er Therese nannte.

Das waren schöne reiche Stunden, die er bei ihr verbrachte, eine glückliche Gegenwart. Welcher Unterschied von einst und jetzt! Therese fühlte ihn nur zu wohl; von der Hast nach Vergnügungen, von der Unruhe, die mit der Gefallsucht Hand in Hand geht, von dem eitlen Wunsch nach täglich Neuem, war nichts mehr bei ihr zu bemerken, und wenn ja hie und da ein Gedanke in ihr aufstieg, der sie zu Zerstreuungen lockte, sie verbannte diesen Gedanken sofort, um ihn nicht sobald wiederkehren zu lassen.

Die Macht der Gewohnheit übt eine große Gewalt über die Menschen, so auch unterwarf sie sich Therese, die genau berechnete, wann Aurel kommen mußte, und es ihm nicht leicht vergab, blieb er auch nur wenige Minuten über die gewöhnliche Zeit. Geprüft hatte sie sich nicht, ob das Verlangen, das sie Aurel entgegentrieb, Liebe sei, ob sie die Erwiederung seiner Zärtlichkeiten so nennen dürfe, aber die Sehnsucht nach ihm war vorhanden, und kein Zwang war es, wenn sie ihn freudig empfing und ungern scheiden

sah. Vielleicht war es eine Wohlthat für Beide, daß sie darüber nicht weiter nachsann, daß ein biegsames Naturell ihr eine Hingebung erlaubte, die einer wirklichen Liebe ziemlich gleich kam, daß Robert sich glücklich pries, sie wiedergefunden und einem harten Lose entrissen zu haben . . . Aber war Therese denn überhaupt einer Liebe fähig, sprach ihre Vergangenheit nicht dagegen? Konnte diese Hingebung nicht einfach hervorgegangen sein aus der Befreiung von einem Drucke, der das Bewußtsein des Alleinstehens, die Hilflosigkeit und Sorge in herber Weise verbindet? Die Einsamkeit ist tödtlich für den Einzelnen, der Alles verloren hat, den bittere Erfahrung, Verrath, Treulosigkeit, Verhältnisse von Menschen entfernen, und Niemand ist so aller Gefühle baar, daß er nicht freudig an eine Brust sänke, die ihm Freundschaft oder Liebe entgegenträgt. Wer konnte dafür einstehen, daß nun Therese allen Verlockungen und Verführungen widerstanden, daß sie dagegen für immer gestählt? Zwar hatte sie es in der Angelegenheit mit Villemont bewiesen, daß sie nicht ganz gesunken, da sie sich nur an einen Einzelnen gehalten, daß sie sich noch einen Rest von Weiblichkeit gerettet, doch war die Gestalt des Verführers eher gemacht Widerwillen zu erregen, als zum Entgegenkommen,

und es ist nichts schwerer, als sich aus einem tiefen Fall wieder zu erheben. Die einmal befleckte Seele jagt rasch abwärts ohne ein gebieterisches Halt und der Genuß trägt das verlockendste Kleid — die Verführung.

Diesen Einwendungen gegenüber darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß Therese jedem Anerbieten Aurel's, sie in das Geräusch des Lebens zurückzuführen, sich standhaft entgegenstellte, daß sie ihre stille Häuslichkeit jedem angebotenen Vergnügen vorzog, seine seltene Handlungsweise in Wirklichkeit einen tiefen Eindruck auf sie hervorgebracht, daß der Gedanke an ihre Heimath und die Ihrigen sie unaufhörlich beschäftigte. Sie war besser geblieben, als die immer bereitwillige Verdammung vorausgesetzt hätte, und das verdankte sie nicht sich selbst, nicht den Umständen — es war der erste, der nachhaltigste Eindruck, den sie in der Umgebung der Ihrigen empfangen, den die Eltern in ihre Kindheit, als Grundlage ihrer Erziehung gelegt — die Religion . . .

Der Förster Wolfram und seine Frau waren fromme biedere Leute, denen Gottesfurcht die erste Bedingniß im Leben, und wie geartet die Kinder solcher Eltern auch sein mögen, ein Funke davon wird immer in ihnen zurückbleiben; sie müßten denn

das schrecklichste Brandmal des Verbrechens auf ihrer Stirne tragen . . .

Noch wenige Tage, bis der Contract Robert's mit seinem Director gelöst, und sie wollten nach der ‚grünen Insel' zurückkehren. Alles war zwischen Robert und Therese verabredet und Hoffnung, Furcht und Sehnsucht ließen die letztere kaum die Stunde der Abreise erwarten.

Aber ewige unbegreifliche Vorsicht, wie man Dich vorsehet, Du gehst andere Wege, und Berechnung und Wille des Menschen sind Spreu vor Deinem Willen! . . .

Es war eines Tages die Zeit, wo Robert gewöhnlich zu kommen pflegte; er kam nicht. Was war geschehen? was konnte ihn abhalten? . . . . Unruhig blickte Therese auf den Zeiger der Wanduhr, der langsam vorrückte und bleiern die Minuten gestaltete. Es lastete schwer auf ihr, die Arbeit, die sie vorhatte, entsank ihrer Hand, und bald lauschte sie hinaus auf die Treppe, ob sich nichts hören ließe, bald blickte sie sinnend in das vor ihr flackernde Licht der Lampe, und wieder nach der Uhr, deren Schlag eine verflossene Viertelstunde und abermals eine verkündete.

Robert kam immer noch nicht.

Ihre Angst wuchs, und es wollte sie im Zimmer nicht dulden. Sie eilte die Treppen hinab, sah auf die Strasse, befragte die Wirthin, aber sie sah ihn nicht kommen, und erhielt keine Nachricht.

Langsam kehrte sie wieder in ihre Stube zurück. Sie suchte ihre Angst zu beschwichtigen und sein Ausbleiben mit allerlei Muthmaßungen zu entschuldigen; es konnte ja sein, daß er unverhofft einen Bekannten getroffen, den er lange nicht gesehen, daß ihn der Director mit irgend einem Vorschlag zurückgehalten, andere nicht minder leicht erklärbare und unerwartete Zufälligkeiten nicht gerechnet.

Sie beruhigte sich anfänglich bei diesen Vorstellungen, aber doch konnte sie eine gewisse Bangigkeit nicht ganz unterdrücken und, als es zehn Uhr schlug und Robert immer noch nicht kam, suchte sie ihr Lager, um erst spät einzuschlummern . . .

Früh erwacht, war ihr erster Gedanke Robert, und sie hoffte, daß er nun am Morgen kommen würde, um sein gestriges Ausbleiben am Abend gut zu machen, aber auch der Vormittag verging und noch immer erschien er nicht.

Kein Bißen wollte ihr munden, eine unsägliche Angst bemächtigte sich ihrer und als sie noch eine Stunde vergeblich gewartet, und noch eine, nahm sie,

vor der rauhen Herbstluft draußen sich zu schützen, den Mantel um, und eilte nach dem Hippodrom, dort etwas über ihn zu erfahren.

Es dauerte lange bis Jemand kam, der ihr Auskunft hätte geben können. Es war ein Stallknecht, der endlich aus dem Gebäude trat und auf den sie mit den hastig gesprochenen Worten zuschritt: „Rob — Herrn Marc Aurel, wo find' ich ihn?"

Der Angeredete, eine kurze gedrungene Gestalt mit gemeinen Zügen und jenem halb dummen halb pfiffigen Lächeln, das man bei Leuten dieses Schlages häufig antrifft, führte mit seiner Reitpeitsche, die er in der Hand hielt, einen Schlag in die Luft, maß Therese von Kopf zu Fuß, und sagte dann erst bedächtig: „Sie wollen Herrn Aurel sprechen? Ja hören Sie 'mal meine Beste, das wird nicht angehen. Seit einiger Zeit hat sich der Herr Aurel sehr vernachlässigt . . . Da war kein rechtes Feuer mehr in seinen Productionen . . . er schwankte viel auf seinem Pferde . . ein herrliches Thier, der Lord Babo . . . das schönste im Stall . . . Ja, er wurde unsicher, es fehlte ihm die Präcision . . . er gab nicht Acht, wenn es an's Springen durch die Reifen ging . . . und das will gemacht sein . . . er konnte das früher mit großer Virtuosität . . . ja, damit . . . Es muß ihm just

in letzter Zeit etwas besonderes passirt sein . . . er war zu fröhlich geworden . . . und wenn das Herz wackelt, da wackelt auch der Fuß . . . Hehe!"

Wieder führte er einen Schlag in die Luft und lachte mit vielem Behagen über seinen Einfall. Therese stand zitternd da, mit odemloser Angst und drängte: „Sagt mir nur, wo ich ihn finde?"

„Dort!" Er zeigte nach oben.

„Wo, dort? Was ist denn geschehen? Sprecht um Gotteswillen!"

„Seid wohl die Frau Liebste? Traurig, traurig! Ja, gestern ist's geschehen, da hat der Herr Marc Aurel den Hals gebrochen . . ."

„Den Hals gebro . . ." Sie vollendete nicht und mußte die Säule des Portals umklammern, um nicht zu sinken; es flirrte vor ihren Augen. Gleichgültig ging der Stallknecht von dannen. — —

Zwanzigstes Capitel.

Wie lange Therese am Circus-Platze gewesen, sie konnte es nicht sagen; wie sie nach Hause gekommen, sie wußte es nicht; aber sie befand sich wieder in ihrem Zimmer, in den engen vier Wänden,

die, so schien es ihr, noch enger an einander rückten und sie erdrücken wollten . . .

Das Herz war ihr wie zusammengeschnürt, wie Blei lag es in ihren Gliedern, ein Druck lastete auf ihrem Haupt, die Füße trugen sie kaum aufrecht, ein ungeheuerer Schmerz brannte in ihrem Hirn — aber weinen konnte sie nicht, denken konnte sie nicht, kein Aufschrei erleichterte ihren schwerbeladenen Busen . . .

Kein Wort kam über ihre Lippen; niedersank sie auf die Knieen, inmitten des Zimmers, das Antlitz gebeugt, die Hände lässig gefaltet im Schooß . . .

Sie betete . . . oder, nein, die umnachteten Gedanken suchten den Gott, der sie in seiner Strenge so tief herabgeschmettert aus der Höhe der Hoffnungen, der das Leid ausstreuen kann, unnahbar, unbekümmert, ungerührt . . . sie suchten den milden Gott, nach dem ihre verschmachtende Seele dürstete, dessen Trost sie bedurfte, sollte sie nicht verzweifeln und vergehen . . .

Sie betete, sie kam dahin zu beten: „O Gott der Hilfe und der Barmherzigkeit, einen Blick der Güte von Deinem Himmel herab auf die Verlassene!... Ich weiß, Deine Gnade ist unendlich wie Dein Zorn gerecht . . . Herr, mein Schöpfer, umfasse mich mit Deiner Allbarmherzigkeit, bis ich, die Bereuende und

Büßende zu den Meinigen zurückgekehrt, die ich elend gemacht, als ich ihr Haus verlassen!" . . .

Sie betete für Robert, der dahin gegangen, wo ewige Ruhe wohnt, wohin zu kommen, sie sich sehnte, unaussprechlich, mit der Wollust des ganzen Verlangens . . .

Was war ihr noch das Leben werth? . . . Wenig, unendlich wenig, nachdem der treueste Freund so unverantwortlich schnöde den Tod gefunden, sie jetzt eine unermessene Leere von außen anstierte, eine unausfüllbare Oede ihr Inneres durchschauerte . . .

Sie war ruhig geworden, so ruhig wie es Jemand wird, der nichts mehr hofft, nichts mehr erwartet. Das ist eine entsetzliche Ruhe, der lebendige Tod . . . Mechanisch mit der Macht der Gewohnheit, ging sie an ihre täglichen Verrichtungen, und es bedurfte der Nacht und des folgenden Tages, bis sich ihre Seele von der auf ihr lastenden Betäubung etwas befreite . . .

Sie hatte nun nichts mehr in Paris zu thun, es drängte sie fort, und die wenigen Vorbereitungen zu ihrer Abreise waren bald getroffen. Hundert Francs waren ihr Eigenthum. Indem sie das Geld aus der Comode nahm, dachte sie wohl daran, daß es möglich sei, Lindner könne ihr in den nächsten

Tagen die übrige bedeutendere Summe schicken, aber zugleich durchlas sie noch einmal seinen Brief und ein bitteres Lächeln entglitt ihr bei der Stelle, wo von der Zögerung des Herzogs die Rede . . .

„Er hat bereits bezahlt, was er genossen," sprach sie dabei und zerriß den Brief — „Er wird es seiner Gewohnheit getreu für nöthig finden zu sparen . . ."

Wohl traf sie mit dieser Voraussetzung das Richtige, das freilich konnte sie jedoch nicht wissen, daß es Lindner war, der ihr aus eigenen Mitteln jene kleine Summe geschickt, und sie nichts mehr zu erwarten hatte, weil der Herzog Alles an sich gezogen, was sie ehemals von ihm erhalten und als ihr Eigenthum betrachtet hatte. Es war dieß lediglich ein Act seiner gewöhnlichen Handlungsweise; er gab nur dann und so lange als er sich entschädigt sah . . .

Therese war nun zur Abreise bereit. Es war wenig, unendlich wenig, was sie besaß, und ihre Befürchtung, als sie so ihre Habe berechnete, war nur zu wohl begründet, daß sie das Fahrgeld kaum bis zur preußischen Hauptstadt würde bestreiten können. Sie beschloß deßhalb mit Rücksicht auf diese traurige Wahrnehmung nur bis in das Herz Deutschlands die Eisenbahn zu benutzen und dann den Weg zu Fuß fortzusetzen. Sie schreckte bei diesem Gedanken

nicht zurück, es dünkte ihr in ihrer Unerfahrenheit nicht so schlimm, und wenn sie ein Bedauern empfand, so war es, daß sie nicht so schnell, als sie es begehren mochte, in der Heimath eintreffen würde . . .

Sie hatte von Niemand Abschied zu nehmen. Ihre Wirthin war die Einzige, der sie ein kurzes Lebewohl sagte; und hatte sie sonst Niemand? . . . Als sie den Fuß über die Schwelle des Hauses setzte, um nie wieder dahin zurückzukehren, wollte sie etwas mahnen, als habe sie etwas vergessen, eine Pflicht versäumt. Sie blieb stehen und sann darüber nach, und jetzt, zum ersten Mal, kam ihr der Gedanke an Robert's Grab . . .

Sie hatte es nicht besucht, ihn nicht zur letzten Ruhestätte begleitet; woher war das nur gekommen? War sein Gedächtniß nicht so tief in ihrem Herzen gewurzelt, daß sie das hatte versäumen können? . . . Wohl hatte sie in dem dumpfen Druck der Ereignisse, die auf ihr gelastet, eine Entschuldigung, doch eine solche letzte Liebespflicht muß man dem dahingeschiedenen Freunde und Geliebten erfüllen . . .

Therese fand für die Versäumniß nur Vorwürfe und keine Rechtfertigung, und sie jetzt nachzuholen war keine Zeit.

Das tiefe Gemüth fehlte ihr, das Herz, das

ungeheißen thut, wo es zarte Empfindungen und Handlungen gilt; äußere Ereignisse, wie das Schicksal gegen sie verfuhr, erhoben oder warfen sie nieder. Einer Aufforderung wär' sie bereitwillig nachgekommen, von selbst trat ihr der Sarg Robert's nicht vor die Augen . . .

Giebt es nicht tausend ähnliche Menschen? Ihr eigenstes Ich verläugnet sich nie, der selbstische Schmerz läßt sie alles Uebrige, was um sie vorgeht, vergessen; ihr eigener Verlust macht sie blind und taub gegen das Nächste und Entfernte . . . Schlimmere noch fühlen sich erschüttert durch traurige Ereignisse, aber sie sind innerlich froh, daß sie nicht nöthig gehabt, dabei ein Zeuge gewesen zu sein . . .

Bald war Paris den Blicken Theresens entschwunden, fort brauste der Zug . . .

Wie sie nun so dasaß, fremd unter Fremden, inmitten von Menschen aus allen Gegenden zusammengewürfelt, keiner unter ihnen, dem sie sich hätte mittheilen können, da hatte sie Mühe, den kargen Rest ihrer Kraft aufrecht zu erhalten.

Niemand verläßt gleichgültig Kreise, in denen er längere Zeit gelebt, Orte, wo er durch Wochen und Monate verweilt; wie mußte auf Therese erst eine derartige Veränderung einwirken, bei der

ein Vergleich so nahe lag? . . . Wie war sie nach Paris gekommen, und wie hatte sie es verlassen! Glänzend, ohne Sorgen, mit einem Namen, der sie äußerlich zu einer achtunggebietenden Stellung berechtigte, unter dem Schutze eines Mannes, dessen hoher Rang sich ehrenvoll über sie ausbreitete, so hatte sie ihren Einzug gehalten, froh, heiter, dem Genuß und dem Vergnügen entgegeneilend . . . Und nun? Verlassen, gedemüthigt, gemeinen Sorgen preisgegeben, von den widerwärtigsten Erinnerungen niedergebeugt, voll Reue und dem Bewußtsein großer Schuld — so kehrte sie zur Heimath zurück, so sollte sie den Eltern gegenübertreten, denen sie durch ihr Entweichen Jahre des Elends bereitet . . .

Bei diesen Gedanken, die kommen mußten, da sie zu nahe lagen, entsank ihr aller Muth, und fast wünschte sie, daß irgend was geschähe, um sie an der Fortsetzung der Reise zu hindern, fast zog es sie zurück mit lüsterner Gewalt in eine Stadt, wo es an Mitteln, sobald sie nur wollte, nicht fehlen konnte, wenn auch nur einen Schimmer glänzenden Lebens ihr zurück zu bieten . . . War sie denn nicht mehr schön, nicht noch jung? Ach nein! sie war nicht mehr schön, und ihre Tugend nur ein Schatten. Die Sorge führt einen eisernen Griffel, womit sie

die Züge der Menschen häßlich einschneidet; der Kummer prägt sich scharf ein mit seiner verderblichen ätzenden Blässe, er legt sich zusammengefaltet auf Stirn und Wangen, zu einem festen haltbaren Sitz, und von dem Antlitz der Jugend frühzeitig fallen erschrocken die Rosen . . .

Einundzwanzigstes Capitel.

Welche beschwerliche lange Reise! Und wenn man, wie es bei Therese der Fall, bedrückt, sorgenvoll sich auf den Weg gemacht, wie wird da jede Minute zur Stunde, wie verdoppelt und verdreifacht sich jede Strecke, die zurückzulegen!

Zwei Tage befand sie sich unterwegs, und noch war sie nicht weiter gekommen, als bis in das Herz Deutschlands, noch hatte sie erst die Hälfte des Zieles hinter sich. Bald waren ihre Mittel erschöpft, wie sollte sie nun weiter gelangen. Der strenge Herbst hatte sich eingestellt, und eine rauhe Luft wehte draußen, ihre dürftige Kleidung gewährte nur geringen Schutz, und jetzt sollte sie vollends auch noch die Probe bestehen, und zu Fuß die Reise fortsetzen. Wohl hatte sie an die Möglichkeit einer

solchen Nothwendigkeit gedacht, aber diese war hart und die Ausführung erschien ihr nun fast unmöglich . . .

Gab es kein Mittel, sie dieser harten Nothwendigkeit zu entreißen, Niemand, an den sie sich um Abhilfe wenden konnte? Sie sann hin und her, und schien es nicht, als wolle sie der Zufall unterstützen?

Die Eisenbahn, die sie benutzte, ging durch B . . ., einem kleinen Städtchen wenige Meilen von Hellborn und Schloß Ellern, und eben so weit entfernt von der herzoglichen Residenz, wo sie ihre glänzendste Zeit verlebt. Konnte sie nicht mit einiger Hoffnung auf Lindner rechnen? Und wenn er nur so viel that, daß sie die Reise zu den Ihrigen nicht zu Fuß zu machen brauchte, so war schon sehr viel für sie gewonnen. Es sollte ein Darlehen sein, was sie von ihm entnehmen wollte, ihre Eltern konnten und würden es sicher zurückerstatten. Gewiß, der Gedanke bedurfte wenig zur Ausführung bei der nur sehr geringen Entfernung; aber wie, in die Stadt sollte sie zurückkehren, wo sie die allgemeine Aufmerksamkeit gewesen, unter den besten Verhältnissen verweilt? Wenn man sie erkannte, in ihr, der nothdürftig gekleideten abgefallenen Gestalt, die ehemals so freigebige, von allem Luxus umgebene Dame, die

einst bewunderte Schönheit, die zur Baronin erhobene Favorite des Herzogs? Nein, das konnte niemals geschehen, dagegen sträubte sich doch jeder Nerv' in ihr. Aber andererseits trat immer verlockender ein zweiter Gedanke in ihr auf, und diesem widerstand sie nicht . . .

Auf der nächsten Station, eben derselben Stadt B . . . ., stieg sie aus, begab sich in das nächstgelegene Wirthshaus, und schnell schrieb sie einige Zeilen an Lindner, worin sie ihm ihre Lage mittheilte, um ein kleines Darlehen und zugleich die größte Verschwiegenheit bat. Die Antwort sollte er nach B . . . ., wo sie sich eben befand, poste restante, adressiren . . . Diesen Brief sandte sie sogleich ab . . .

Nachdem dieß geschehen, forschte sie nach einer Fuhrgelegenheit nach Hellborn; sie fand sie bald. Auf dem Wege dahin, suchte sie sich Rechenschaft über die Beweggründe zu geben, die sie dahin führten. Sie wußte sich keinen ernsten anzugeben, keinen, als die Erinnerung an eine Zeit, wo sie zuletzt ihre Unbefangenheit und Seelenunschuld bewahrt, wo sie voll Hoffnung gelebt und glücklicher gewesen, als sie es später geworden. Damals knüpfte sich noch die Aussicht auf eine Verbindung mit Arthur an ihr

Dasein, es waren immer, so wenig nachhaltig sie auch blieben, die schönsten Stunden ihres Lebens in seinem Umgange verflossen. So übt auch noch der Schein der Liebe in Herzen, die keines tieferen Eindruckes fähig, eine Wirkung aus, die durch die Erinnerung erweckt, die Vergangenheit zu erhellen vermag ...

Aber diese Gründe waren es nicht allein, die sie nach Hellborn zogen. Nächst dem Wunsche, den Schauplatz wieder einmal zu betreten, von wo aus sich eine verhängnißvolle Periode ihres Lebens datirte, wollte sie eine Nachricht von Arthur haben, hören was seit der Pariser Begegnung mit ihm geschehen. Sie wußte, daß er verlobt gewesen, sie hatte die Braut gesehen, es drängte sie nur, etwas Bestimmtes zu wissen ... Oder war es ein mächtiger ahnungsvoller Zug, der sie nach Ellern trieb, jener geheimnißvolle Drang, der unerklärt, öfter Menschen zu einer Handlung treibt, der sie sich nicht zu widersetzen vermögen? ... Wer ist nicht schon einmal zu einer Unternehmung, einer That, gedrängt worden, wobei Vernunftgründe und der klare Wille nichts zu schaffen hatten, und doch kein Widerstand nützen wollte? Ein dunkles räthselhaftes Etwas spricht so lange zu uns, es mahnt uns so ahnungsvoll an, bis wir der Stimme gehorchen ...

Therese hatte es so einzurichten gewußt, daß sie früh am Morgen in Hellborn eintraf. Die wenigen Bewohner des nicht großen Ortes schienen noch vom Schlaf umfangen, sie begegnete Niemand, und ungestört hatte sie vollkommene Muße, die Gegend und all' ihre liebsten Plätze zu besuchen. Doch hielt sie sich nicht lange hier auf, nach einer Stunde schon schlug sie den Weg nach Ellern ein . . .

Es mochte sieben Uhr geschlagen haben. Der Morgen war frisch, Reif lag auf den Stoppelfeldern, und ein kalter Nebel drückte auf sie herab. Endlich ging die Sonne auf, ihre Strahlen blitzten durch den rasch zerrissenen Nebelschleier, und leicht hinwallend verflogen die einzelnen Streifen nach allen Richtungen . . .

Still war es auf der Straße, kein Mensch weit und breit zu sehen, kein Vogelschlag zu hören . . . Es wurde Theresen eigen zu Muthe, wie ein Alp lag es auf ihrer Brust, und, als jetzt Schloß Ellern vor ihren Blicken auftauchte, fühlte sie sich doppelt belastet . . .

Sie blieb stehen und holte tief Athem. Nicht daß sie sich körperlich müde gefühlt, ihre Erschöpfung war innerster Natur, und doch suchte sie vergeblich nach einer Ursache. Sie war nur selten in dem

Schlosse gewesen, und zögerte auch jetzt, ob sie hinein gehen oder wieder umkehren sollte. Von wem konnte sie aber Nachrichten über den jungen Grafen einziehen, wenn sie das letztere that? In Hellborn? Sie hatte mit den Leuten dort zu lange zusammengelebt, als daß sie nicht hätte befürchten müssen, trotz des langen Zwischenraumes seit jener Zeit, erkannt zu werden; hier auf Schloß Ellern war die Gefahr eine weit geringere, ja eine Erkennung höchst unwahrscheinlich, da sie sich nicht entsinnen konnte, mit Jemand von der Dienerschaft bekannt geworden zu sein.

Dadurch bestimmt, schlug sie einen Seitenpfad und den Weg durch den Park nach dem Schlosse ein. Niemand begegnete ihr, es war still und lautlos in den Gängen. Was ihr aber mehr noch auffiel, war die Vernachlässigung, die sich überall zeigte. Sonst war der Park immer ein Muster der Ordnung und Reinlichkeit gewesen, jetzt lagen allwärts die Blätterhaufen, wie sie der Wind zusammengestreut, die Blumenbeete boten ein Bild trauriger Verkümmerung, nirgends war die sichtende waltende Hand zu bemerken . . .

Auch im Schloßhof, wohin Therese jetzt gelangte, vielfach die gleiche Verödung, von den Bewohnern Niemand zu erblicken. Sie blieb stehen und wartete.

Endlich glaubte sie Jemand die große Treppe herabkommen zu sehen; es war ein Diener, der, bevor sie ihn noch anreden konnte, aber wieder in den Gängen des Gebäudes verschwand.

Sie wollte ihm folgen, plötzlich ließen sich Glokkenklänge vernehmen . . . sie wandte den Blick nach der Kirche. Durch die hohen gothischen Fenster schimmerte, obgleich es draußen heller Tag, Kerzenlicht . . . Sie schritt gegen die Thür; sie fand sie unverschlossen und trat in's Innere. Die Kirche war hell erleuchtet, schwarz ausgeschlagen, an den Wänden hingen die Embleme des gräflichen Wappens . . .

Beklommen ging sie weiter, um die Marmorgruppe der heiligen Jungfrau — sie stand vor einem Katafalk.

Rings von hohen Wachskerzen in silbernen Candelabern umstellt, erhob sich das von Stufen gebildete, mit Tüchern belegte Piedestal, auf welchem der kostbare mit schwarzem Sammt und reicher Goldstickerei ausgeschlagene Sarg ruhte; der Deckel desselben war abgehoben . . .

Ahnungsvoll stieg Therese die Stufen hinauf — sie blickte in das todte Antlitz Arthur's . . . Noch nie hatte sie vor einem Sarge gestanden; der Eindruck war ein mächtiger, gewaltiger . . .

Ruhig lag Arthur da, keine Verzerrung war in seinem Gesicht zu bemerken, ja, eine Art Verklärung verschönerte den Ausdruck seiner Züge . . . Der Tod liebt es zumeist, seine Opfer lächelnd auszustatten, lächelnd zu umfangen, mit dem letzten Ausdruck des Gestorbenen die Ueberlebenden auszusöhnen . . .

Lange blickte Therese auf den Dahingeschiedenen. Das war nun der Mund, den sie geküßt wer weiß wie oft, jetzt kalt und still, kein Athemzug zu vernehmen . . . Wo waren die Liebesschwüre, die er ihr zugeflüstert, und heiß gesprochen? . . . Verstummt und ausgehaucht! . . . Und daß er sie sähe, wie sie hier vor ihm stand, ergriffen von Trauer, lebendig bewegungslos! Aber seine Augen waren geschlossen, der sonst so feurige Blitz, der verzehrende Gluthen in ihr entzündet, war ausgebrannt, erloschen, und verflackert das Begehren . . .

Wie sie sich zu ihm niederbeugte — er sah es nicht; wie sie dicht ihren Mund an den seinen hielt — er fühlte es nicht; wie sie die Hand auf sein Herz legte — kein Schlag durchzuckte ihre Finger, das Herzblut war ausgeströmt . . .

„O mein Gott!“ hauchte sie leise, und, wieder emporgerichtet, noch einmal einen langen, langen Blick

auf ihn werfend, stieg sie langsam die Stufen hinab und kniete nieder vor den Altar — zu beten . . .

Das Bild des Herrn! Von flammenden Kerzen beschienen, wie schwarz und düster zeichneten sich die Wolken auf dem Hintergrunde des Bildes ab! Das fahle Wetterleuchten um die Dornenkrone des Heiligsten, der auf Erden gewandelt, wie schien es sie selbst zu treffen, auf sie herabzuzucken! . . . . Sie schauerte zusammen, aber immer wieder zog es ihr Auge dorthin, und seltsame Täuschung! Die Blutstropfen, die aus den Wundenmalen des Gekreuzigten niederrieselten, herab auf die büßende Maria Magdalena . . . sie schienen auch auf sie zu fallen, eisigkalt, wie Frost des Winters . . .

Es war still in der Kirche, grabesstill . . .

Sie betete, oder nein, sie versuchte zu beten, denn fort und fort hörte sie eine Stimme, eine lautlose tiefe Stimme, die raunte in ihr Ohr: „Maria Magdalena!“

Und leise wiederholte sie Maria Magdalena! und schauerte zusammen und blickte wieder hin nach dem büßenden Weibe, das mit ihren Armen das Kreuz umfing, mit ihren Thränen die Füße des Gesalbten netzte, und einen Todtenkopf ihr zur Seite mit ihrem wallenden Haar bedeckte . . .

Und sie war nicht Maria Magdalena, und sie war nicht die Büßende und Bereuende, die auf Vergebung hoffen durfte . . . Wo waren ihr Vater, ihre Mutter? nicht vielleicht auch todt? gestorben und begraben aus Kummer über die Tochter, die sie treulos verlassen? . . .

Furchtbare Gedanken wühlten in Therese und ließen sie nicht beten . . .

Plötzlich fühlte sie eine eiskalte Hand in ihrem Nacken. Sie fuhr auf und taumelnd zurück . . .

Hinter ihr stand ein Mann, ein Greis, und stierte sie an. Das spärliche weiße Haar hing ihm unordentlich über die Schläfen, das Antlitz war tief gefurcht, das Auge blickte unverwandt auf sie, die bebend stehen geblieben, mit starrem seltsam unheimlichen Ausdruck. Gekleidet war er ganz schwarz, in Trauer, aber unordentlich, ein Stern glänzte auf seiner Brust . . .

„Was willst Du hier?“ fragte er nach einer Pause. „Ich kenne Dich nicht, Du bist fremd hier im Schlosse?“

Therese antwortete nicht.

Ohne darauf zu achten, fuhr er mit leise gedämpfter Stimme fort, während sich ein ungemein bitterer Zug auf seinem Antlitz bemerkbar machte:

„Kommst Du zur Hochzeit? Damit ist's vorbei ... Sieh' nur, dort" — er deutete auf die Marmorsäule der Gottesmutter — „dort liegt Eleonore, ein Lieblingskind von mir ... ja, ich hatte sie sehr, sehr lieb ... Es waren viele Leute hier versammelt, alle geschmückt zum Fest, zur Hochzeit ... Eleonore war eine schöne Braut ... Der Myrthenkranz in ihrem Haar machte mir Freude ... ja gewiß .... und doch .... und doch ... sie schien das nicht zu wissen ... oder vergessen zu haben, denn — sieh' nur — dort — dort in den Brunnen stürzte sie sich ...."

Der Mann sprach das Alles in abgebrochenen Sätzen, als hätte er Mühe seine Gedanken zu sammeln, jetzt hielt er inne und ging leise auf die Marmorgruppe zu. Er winkte Theresen ihm zu folgen, und, als sie unwillkürlich gehorchend, an seiner Seite stand, faßte er sie mit der einen eiskalten Hand, während er mit einem Finger der andern auf den Brunnen deutete, und in der früheren Weise sagte: „Da unten in der Tiefe, da lag der schöne Leib ... aber Du mußt wissen, ihr Haupt das hatte sie an dem Marmor zerschellt ... Wie tückisch die Elemente! ... Glaubst Du, das Wasser hätte sich empört über die schöne Beute? ... Ruhig fing

es das Blut auf . . . kostbares . . . theueres Blut . . . Wie die Gäste erstarrten — und ich! . . . . Seltsam, ungemein seltsam, wie nahe Hochzeit und Tod neben einander wohnen . . . Lust und Leid . . . . Eleonore, süße Tochter! Warum die Hast, hinüber zu kommen, ohne mich, dem das größere Recht? . . . Ich bin alt, und nach den Gesetzen der Natur muß der Vater dem Kinde vorausgehen . . . es ist Gesetz der Vernunft, das Schwache scheide früher dahin . . . Das war nun dießmal anders . . . nur dießmal? . . . War es nicht schon geschehen, daß Hugo, mein Sohn . . ."

Er hielt wieder erschrocken inne, schauerte zusammen und ließ Theresens Hand fahren. Sein Haupt fiel auf die Brust, finsterer wurden seine Züge und wie in sich selbst versinkend, murmelte er vor sich hin: „Wunderlich . . wunderlich, wie wir in's Leben hinaustreten . . . Sie weinen Alle bei unserer Geburt . . . aus Schmerz die Mutter, aus Lust der Vater . . . Wenn man nur wüßte, was folgt! Des Kindes Zukunft! Besser wär's, gleich Beides zu vereinen, Geburt und Tod . . . Meine Kinder haben mir viel Schmerzen gemacht . . . . das junge, junge Fleisch so leichtsinnig zu verfahren, um das vertrocknete Alter zu übereilen! . . .

Doch" — er wandte sich wieder zu Therese, auf der es wie ein Bann lastete und ihren Fuß fesselte — „komm! dorthin! . . . Sie haben den Sarg schwarz ausgeschlagen, Kerzen angezündet . . . Du siehst es doch? . . . Nun, wisse, mein letzter, mein einziger Sohn, liegt in dem Sarg! O Gott . . . mein Gott! wie das schmerzt, hier im Kopf . . und hier im Herzen! . . . Gieb mir Deine Hand . . . Weib, Deine Hand!"

Er legte die seinige an die Stirn, als empfände er dort einen heftigen Schmerz und die Augen suchten irr' umher . . .

Furchtsam, jeden Nerv erschüttert, trat sie näher . . .

Er fuhr empor, und heftete einen durchbohrenden Blick auf sie, die ihm nur scheu begegnete . . .

Lange stand er so, immer das Auge auf sie gerichtet. Mit einem Male, ihr einen Schritt näher kommend, sprach er mit immer noch gedämpfter aber festerer Stimme: „Die Leute sagen, ich wäre toll geworden, toll über das Unglück meines Hauses, glaube das nicht . . . Es zuckt und brennt zwar in meinem Herzen und Hirn wie Feuer und glühende Asche, aber toll? Nein, das glaube nicht, denn, noch nicht lange ist's her, da war ich noch Minister, der Erste im Staat,

und die Leute bückten sich vor meiner Weisheit . . . Das konnten sie doch nicht — vor einem Tollen sich bücken ? . . Oder geschieht's, liegt's im Laufe der Welt, daß die Menschen so kriechend geworden ? Hilf mir auf . . . meine Gedanken reichen nicht dahin . . . Aber, daß die Leute unrecht haben, an meinem Verstande zu zweifeln, das will ich an Dir beweisen . . . Warte! Dein Bildniß hab' ich schon irgendwo gesehen . . . nur einen Augenblick laß mir Zeit zur Ueberlegung . . ."

Er preßte den Kopf zwischen den Händen, sah sie nochmals durchdringend an, und lachte und sprach: „Seltsame Wunderlichkeit . . . ja, ja . . . ich kenne Dich . . . Haha ! Der wunderlich seltsame Zufall ! Bist Du aus dem Rahmen getreten ? Es war nur ein kleines Bild, ich fand es in dem Nachlaß meines Sohnes . . . Arthur . . . den sie heute begraben wollen . . . Unter dem Bilde stand Anna . . . bist Du Anna ?"

„O mein Gott !" hauchte sie leise . . . .

„Er hatte sie geliebt . . . ich weiß es . . . Du willst seine Hand ? Willst Du ? . . . Pfui über Dich, so schlecht an einem alten Manne, dem Vater, zu handeln ! . . . Er hat sich geschlagen um Dich, und man hat ihn erschossen . . . Es ist so gut, wie erschlagen, so

gut wie ein Mord . . . Eine tiefe Wunde heilt nicht für alle Zeit, die Narbe bricht wieder auf, früher oder später . . . Sie brachten mir den Sohn von einer Reise krank nach Haus . . . weißt Du das nicht, Sirene, die ihn zum Tode gelockt? . . . Ja, krank brachten sie ihn zu mir . . . seine Wunde war aufgebrochen, von Neuem . . . und daran starb er . . . Die Aerzte! Eine Narrenkappe für ihr Haupt, die nicht einmal einem alten Vater den letzten Sohn erhalten können!"

Erschöpft schwieg er einen Augenblick, als aber Therese eine Bewegung machte, den unheimlichen Ort zu verlassen, sprang er auf sie zu, faßte ihre beiden Hände und zog sie mit eherner Kraft nach dem Altar, wo er sie auf die Knien niederwarf und, auf das Altarbild deutend, in wilder Erregung rief: „Bete, bete für Dich und meinen Sohn! Auf Deiner Stirn steht es wie ein Brandmal geschrieben . . . es giebt Menschen, die den Mord auf der Stirne tragen . . . und auch Du hast gemordet! . . . Auf Golgotha blick' hin! Die Schädelstätte muß Dich ergötzen . . . aber an der Vergebung hat das Ungeheuere keinen Theil! . . . Es ist etwas Ungeheueres, ein blühendes Haus, ein stolzes geehrtes Haus, aussterben zu lassen, mit Wollust darin zu morden,

bis kein Ueberlebender bleibt, um die Anklage gegen den Mörder zu schleudern! Worin lag es nur, daß Du tödten konntest? War Dein Leib zu schön, Dein Antlitz zu lächelnd, Dein Herz zu allbereit? . . . Das heiße Blut der Jugend reizt der Widerstand und die schönen Weiber lieben es, das zerstörende Feuer zu nähren . . . Ah, geh, geh! wie Pest haucht es von Dir aus . . . Dein Athem vergiftet und dunkel wird Alles um Dich herum, wenn Du glänzend, lächelnd, erscheinest . . . um lächelnd den Mann zu ermorden! . . ."

Er stieß sie von sich, die keines Gedankens mächtig, das Antlitz auf den kalten Stein des Fußbodens hinabgleiten ließ und schauernd ihr Haupt verhüllte . . .

Geräusch schreckte sie aber wieder empor . . . Es kamen Leute, die Kirche füllte sich mit ihnen, eine Trauerceremonie begann . . .

Man schloß den Sarg, die Träger luden ihn auf die Schulter, und unter dem Geleite eines Geistlichen, Gesang und gedämpfter Musik, ordnete sich der Zug . . .

Therese schloß sich demselben an. Sie war ruhig geworden, gefaßt, und von dem Schreck, der ihre Glieder noch so eben erschüttert, vollständig befreit. Es giebt ein Uebermaß des Schmerzens, wo er

aufhört zu wirken, einer dumpfen Resignation begegnet und fliehen muß; das war auch bei ihr der Fall ...

Der Sarg wurde nach der Familiengruft getragen. Eine kurze, von hundertjährigen Linden gebildete Allee, von der Hinterfront der Kirche aus, führte dahin ...

Während sich der Zug langsam vorwärts bewegte, widmete Therese ihre ganze Aufmerksamkeit dem greisen Herrn, dessen Erscheinung in der Kirche sie so sehr erschreckt. Sie hatte in ihm trotz der großen Veränderung, die mit ihm vorgegangen und ungeachtet sie ihn während ihres Aufenthaltes in Hellborn nur einmal und flüchtig gesehen, sogleich den Minister von Rößingg, den Vater Arthur's, wieder erkannt.

Was mußte er gelitten haben, noch leiden, und was Alles mußte geschehen sein, bis ein so gerühmter Geist, ein Vorbild eines gerechten und klugen Staatsmannes, in Nacht versunken, zu Grunde gegangen! Er selbst ein Leichnam hinter der Leiche seines Sohnes! Denn was ist der Mensch noch, dessen Verstand zerrüttet, wenn die Menge mit Fingern auf ihn zeigt: „Seht, das ist ein Toller!?" ... Der wirklich Todte wahrlich, von dessen Körper die Seele getrennt, muß ihn beneiden ...

Wie gering erschien ihr nun der eigene Schmerz, wie gekünstelt und wenig begründed! Was hatte sie denn so eigentlich verloren? Glanz und Flitter, wenn sie gerecht sich antwortete. Freilich auch mehr, ihre Ehre, ihr Glück; aber wodurch, durch das ungeahnte Ungefähr, das wie ein Blitz aus dunkeln Räumen in heitere glückliche Kreise niederfährt und das beliebige Opfer auserwählt? Vielleicht ein Opfer, gerade das, woran die Seelen Ueberlebender am engsten gekettet? . . . Verlor sie durch Andere, nach Kampf, Entbehrung, Druck, Mühsal und Sorge? Hatte sie das Alles durchlebt, überwunden? Hatte sie durch das lauernde Verderben, durch Intriguen, Ränke und Bosheit von Menschen, denen sie mit Vertrauen entgegengekommen, denen sie sich hingegeben mit ganzer voller reiner Seele, Leid und Gram auf sich gezogen? Schmerzten sie Verrath und Treulosigkeit, wo sie ihre ganze Zuversicht und Hoffnung eingesetzt? . . .

O nein, das Alles war nicht geschehen, sie hatte Niemand etwas vorzuwerfen, Niemand, als sich selbst. Ihr Schmerz war ihre Schuld.

Aber nun der Greis, dem die allgemeine Achtung vorausging, dessen Namen Keiner ohne Ehrfurcht nannte, den Alle im Lande segneten — was konnte der verschuldet haben? . . .

Es giebt einen Hohn des Schicksals, der es zuweilen liebt, plötzlich aus dunkler Höhle emporzurasen und auf den Unschuldigsten zu treffen . . . Wehe ihm, wenn er nicht fest gestählt! Die Nerven reißen bald, und man wird nicht wiedergeboren . . .

Und hatte der sinnverwirrte Greis nicht Recht, wenn er sie als auf der Stirn gezeichnet nannte? Wo sie verweilt, das Verderben ging an ihren Fersen, und ob mittelbar oder unmittelbar, sie hatte Theil an einem dunklen Verhängniß, das vorwitzig bereitwillig mehrere Opfer hingerafft, die nie wieder das Sonnenlicht erblicken sollten . . . Dachte sie nicht an Robert, an Eleonore, und jetzt an Arthur? Alle starben in der Blüthe der Jahre, und sie theilte die Schuld ihres Todes . . . Es war kein Mord, den sie sich vorzuwerfen hatte, nicht Gift noch Dolch aus ihrer Hand hatten ihnen den Tod gegeben, aber doch hing ihre Person, ihre Handlungsweise, mit dem Hingang Aller zusammen . . . Und was verbarg vielleicht noch die Zukunft? War nicht noch mehr für sie zu fürchten? Mit ihrer Flucht war der Friede aus dem väterlichen Hause entwichen, Jahre waren darüber verstrichen . . . die Zeit ist ein rascher Würgengel, bei den Millionen von Menschen rafft sie eilig in Massen zusammen, und, bereitwillig von Kummer,

Druck und Sorge unterstützt, öffnet sich ein weites Grab . . .

Wer kann abhalten, wissen, wer hineinfällt? Die Freude schützt nicht, die Lust und das Verläugnen nicht — hinab! ist die allgemeine Losung, und der Bundesgenosse der flüchtigen Zeit ist der Tod . . .

War es so ungerecht, wenn ihr bei diesen Gedanken etwas unheimlich in's Ohr raunte: ‚Golgotha?‘ Der leise Schreckensruf hatte nichts zu schaffen mit dem heiligen Erlöser, nichts mit der büssenden Maria Magdalena, denn selbst dieser gegenüber fühlte sich Therese unendlich gering, sündhaft, ohne Vergebung; aber sie erblickte sich und Anna, die Schwester, Sünder zur Rechten und zur Linken, Sünder, denen das Kreuz gebührte auf der Schädelstätte, die sie aufgehäuft . . .

Das Wort: ‚Golgotha!‘ rief ihr das Gewissen zu, und das Wort wollte sich nimmer von ihr trennen, und wie sie sich umsah, blickte sie überall auf Gerechte, gerechter als sie war, und sie sah ihren Vater, der Alles für sie gethan, was die Liebe thun und erfinden kann, und die Mutter, die zärtliche besorgte Mutter . . . Alle, die sie so treulos verlassen, deren Liebe sie so abscheulich vergolten.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die Trauerceremonie war vorüber, der Sarg Arthur's in die Gruft seiner Ahnen gesenkt . . . .

Die Leute verließen den düstern Ort. Hatte keiner ein tieferes Mitleiden, als eben nöthig um nicht für gefühllos zu gelten, es mit Anstand bis zu einem Grabe zu tragen? Niemand blieb zurück mit Ausnahme des alten Grafen, der letzte seines Stammes und Namens . . . Die meisten Menschen fürchten sich vor einem Sarge, der Anblick dünkt sie etwas Entsetzliches, und schnell suchen sie von einem Leichengang, den ihnen Convenienz, Verwandtschaft geboten, nach Hause zu kommen, um den Grabesgeruch mit Lavendel zu vertreiben, auch wohl die Erinnerung schnell im Getriebe eines Vergnügens zu verbannen . . . Sie wollen nicht sehen und nicht hören, was auch sie erwartet, dem dunklen Etwas, dem sich doch Keiner zu entziehen vermag . . . Oder sprach das Leid so beredt aus dem durchfurchten Antlitz des Greises, der eben seine letzte Hoffnung begraben, daß sie ihn aus schmeichlerischer billiger Rücksicht allein am Sarge des Sohnes zurückgelassen? . . . Möglich, daß unter den Vielen Einige waren, die das bedachten . . .

Auch Therese ging. Am Ausgange der Gruft

wandte sie sich noch einmal um, nach ihm, der sie in der Kirche so furchtbar erschreckt. Der Graf kniete jetzt still auf der granitenen Platte des Fußbodens und hielt die Hände gefaltet, sein Antlitz war ruhig und ergeben . . . Konnte er wohl beten, den der Geist verlassen? . . . Er mußte es wohl können, und vielleicht war ihm in diesem Augenblicke Gott nahe, recht nahe . . . weiß doch er, der Höchste, immer, wenn ihn zumeist die Menschen bedürfen . . . Vielleicht auch, nur zu gewiß, betete der Greis, daß er ihm bald nachfolgen möge, dem letzten seiner Söhne, und vielleicht ertönte ihm leise eine Stimme baldiger Erhörung . . .

Therese schritt langsam weiter, durch die Allee zurück in den Schloßhof . . .

Hier war es nicht mehr so geräuschlos, wie sie es am frühen Morgen getroffen; die Leute drängten sich, die vom Lande zu der Ceremonie gekommen, um sich wieder zu entfernen, die Dienerschaft des Hauses sich von Bekannten verabschiedend, und Diesem und Jenem Rede stehend, der etwas über die letzten Augenblicke des jungen Grafen wissen wollte.

Auch ihr war es um das letztere zu thun und sie wandte sich an einen Diener des Hauses. Er wußte aber nicht viel zu sagen. Arthur war krank

von Paris nach Schloß Ellern zurückgekehrt, eine alte Wunde, die er einmal in einem Duell davongetragen, wär aufgebrochen, und die heftige Erregung, in der er sich befunden, hatte ihm, jenen Umstand hinzugerechnet, ein hitziges Fieber zugezogen. Den Rathschlägen des Arztes schlecht gehorchend, vergeblich zur Ruhe gemahnt, habe er fortwährend phantasirt, sei in die bittersten Vorwürfe gegen sich selbst ausgebrochen und das am heftigsten, wenn er aus seinen wilden Träumen erwacht, den Vater erkannte. Dieser habe bis zum letzten Augenblick am Bette des Sohnes zugebracht und auffallender Weise von seinem Tiefsinn verlassen, in den er seit dem Tode der Gräfin Eleonore gefallen; doch mit dem Moment des Dahinscheidens Arthur's, wäre der alte Herr in seinen früheren Zustand und in weit gefährlicherem Grade, oft von Ausbrüchen der Raserei begleitet, zurückgesunken.

„Wir werden müssen Anzeige bei der Behörde machen,“ schloß der Erzähler, „wenn es mit der Excellenz nicht anders wird. Es ist Niemand mehr da von seiner Verwandtschaft, mit dem wir uns berathen könnten; er ist der Letzte seines Namens. Ein trauriges Loos, am Ende wohl gar im Irrenhaus sterben zu müssen. Es war ein guter alter Herr.“

„Ein guter, alter Herr!“ wiederholte Therese, indem sie das Schloß verließ und den Rückweg nach Hellborn einschlug, wo sie eben derselbe Wagen erwartete, der sie dorthin gebracht... „Gut und mild, und ein solches Schicksal! Wer mir's vorausgesagt hätte, als ich zum ersten Male hierherkam, ehe sie gestorben, die den Keim des Wahnsinns in ihn geworfen, sie, Eleonore, die schöne stolze Gräfin ... ich würde ihm nicht geglaubt, wohl gelächelt haben ... So ungeheueres Elend in wenigen Jahren ... in einer Spanne Zeit gedrängt, denn mehr sind Jahre nicht in der Unendlichkeit ... Arme Eleonore! armer elender, durch mich elend gewordener Arthur! Sie haben ihr Herzblut verströmt, einmal, und siebenfach hat seines der Ueberlebende, der Vater, vergossen ...“

Sie verweilte nicht länger in Hellborn, blickte nach keinem Platze, der ihr einst lieb gewesen; still, ohne ein Wort an den Fuhrmann, der bereits auf sie wartete, zu richten, stieg sie in den Wagen, und nach einigen Stunden war sie wieder, um vieles elender geworden, in der Stadt B ...

Mechanisch, ohne Wunsch und Verlangen, begab sie sich nach dem Postamte — kein Brief war da. Wie konnte ihr Lindner auch schreiben? Er hatte sich, müde eines Dienstes bei einem launenhaften unver-

träglichen Herrn, müde vom Leben und erdrückt von der Erinnerung an Eleonore, einer Naturforscher-gesellschaft angeschlossen, die das Innere Afrika's bereisen wollte, und war längst auf dem Wege dahin.

Ohne Klage, ohne Murren, löste Therese einen goldenen Ring vom Finger, das letzte theuerste und bedeutungsvollste Geschenk Robert's, sie betrachtete ihn einen Augenblick sinnend, dann trat sie in den Laden eines Goldarbeiters ein. —

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Ein grauer trüber Morgen. —

Ein kalter dichter Nebel lagerte in der Luft, und erst nach den mühseligsten Anstrengungen gelang es der Sonne, nachdem sie gekommen, eine verbleichende glührothe Scheibe, und wieder verschwunden, das dunstige Luftmeer zu zertheilen . . . Aber sie gewann nichts durch den endlichen Sieg. Der Nebel, hier und dort auseinandergerissen, ballte sich auf, zu finsteren schwarzen Wolken, die langsam emporstiegen und, einmal in der Höhe, nicht weiter rückten. Die kluge, ihrer Kraft allzu viel vertrauende Tageskönigin verschwand, dunkler färbte sich der Himmel,

finster und drohend umfing es die Erde — nieder träufelte schwerer dichter Regen . . .

Wie ihn zu begrüßen, erhob sich im Westen der Wind, und in einzelnen scharfen Stößen jagte er her und vorbei.

Der Regen, vertrug er sich mit dem hastig eilenden Genossen nicht, der sein Niederrauschen durchschnitt? Heftiger strömte es herab, und überschwemmt wurde die Erde . . . . Schauernd schüttelten sich die Bäume rundum, ihre Kronen und Aeste tropften schwer — über die letzten Blätter, die der Wind von ihnen herabriß! . . . Es waren gelbe fahle verkümmerte Blätter, Zier und Hoffnung hatten nichts mit ihnen gemein — sie fielen herab, welke Reste grünen Lebens, graue Zeichen winterlichen Drohens . . .

Langsam und mühselig bewegte sich ein einspänniger Wagen auf der Strasse, die von dem westpreußischen Städtchen T... nach der Stromfähre bei C . . ., über die Weichsel führt.

Tief schnitten die Räder in den durch den anhaltenden Regen aufgeweichten lehmigen Boden ein, und das Pferd, ein dürres mageres Thier, machte vielleicht die letzten bedauernswerthen Anstrengungen, um vorwärts zu kommen. Es keuchte schwer, aber das schien den Kutscher, einen kleinen hageren Kerl mit grauem

Haupthaar, wenig zu kümmern; er trieb das Thier immer schärfer an, bald mit Worten in dem jenen Gegenden eigenthümlichen polnischen Dialekt, und nachdrücklicher mit schnell aufeinander folgenden Peitschenhieben.

Man hätte vielleicht glauben können, sein anhaltendes Anspornen entspränge aus dem Wunsche, bald unter Dach und Fach zu kommen, war doch das Wetter abscheulich genug, sein zerfetzter schmieriger Tuchmantel von fast unkenntlicher graugelber Farbe, der breitkrempige zerknitterte und eingerissene Hut von ehemals grauem Filz, ganz durchnäßt und tropfend vom Wasser; allein der Mann schmauchte, auf der Deichsel mehr als im Wagen sitzend, ganz behaglich aus seiner kurzen Pfeife, einem echten Kneipenstummel, und die kleinen grauen Augen blitzten ganz sorglos aus dem wettergebräunten Gesicht; es war demnach Gewohnheitssache, das Pferd auf obige Weise anzutreiben; und in der That werden in diesen Gegenden die Thiere eben nur als Vieh von den Bauern behandelt . . .

Im Innern des Wagens, wenn man so sagen konnte, denn eine Plaue von vielfach durchlöcherter grauer Leinwand, die plätschernd im Wind auf und nieder schlug, war nicht dicht und gefügig genug,

die Darinsitzenden zu verbergen, saß auf einem ganz durchnäßten Strohbündel eine Frauengestalt.

Sie trug ein schwarzes Wollenkleid und darüber einen Mantel von gleicher Farbe, der ihr unter diesen Umständen einen sehr zweifelhaften Schutz gewährte. Die Leinwanddecke über ihr war nicht dicht genug, den Regen abzuhalten, und wenn sie es auch vermocht, zur Seite drang der Wasserstrom unaufhaltsam ein. Die Einwirkung des Wetters prägte sich aber auch in dem Antlitz der Frau deutlich aus. Von Frost und Nässe durchschauert, hatten die an sich eingefallenen Züge eine verschärfte Form bekommen, tief eingeschnitten liefen zwei Linien über die bläulich gefärbten Wangen dem Munde zu, dessen Lippen blutlos schienen, die Augen waren glanzlos, die Stirn trug jenes häßliche Roth, wie es die rauhe Luft erzeugt; alles deutete auf Erschöpfung, Kälte, — vielleicht auch Hunger und Entbehrung . . .

Der Fuhrmann schien sich um seine Gefährtin wenig zu kümmern, denn nicht einmal, daß er sich nach ihr umgesehen hätte; sein Thier lag ihm näher am Herzen, das heißt, in soweit es sich um das Fortkommen handelte, denn mit ungebrochenem Eifer trieb er es an, und glücklich gelangte das armselige Fuhrwerk an die Fähre, die über die Weichsel führte.

Hier endlich, mit einem raschen Ruck haltend, wandte er sich zurück und rief: „He, Frau! wir sind zur Stelle!“

Die Angerufene schien aus tiefem Sinnen aufzuschrecken, und ihn nicht recht verstanden zu haben, denn sie fragte, ihr Haupt erhebend: „Was sagt Ihr?“

„Wir sind an der Weichsel, d'rüben liegt B...“ Er deutete mit der Peitsche hin.

„B...?“ wiederholte sie bebend und zusammenfahrend.

„Ja doch, ja!“ meinte der Fuhrmann, ungeduldig daß er warten mußte, bis die Fähre vom andern Ufer herüber kam, und seine Begleiterin nicht weiter beachtend.

Diese erhob sich hinter seinem Rücken und schaute hinüber, wo sich auf einem steilen Hügel die Stadt ausbreitet. Der fortdauernd strömende Regen machte aber, daß sie nichts als eine dunkel schimmernde Masse, über der mehrere Thürme emporstiegen, wahrnehmen konnte. Dem ungeachtet starrte sie unverwandt nach jener Seite, und daß der Anblick auf sie mächtig einwirkte, war nicht zu verkennen. Die Hand auf's Herz gepreßt, wo es heftig pulsirte, zitternd am ganzen Körper, verharrte sie in ihrer Stellung

auch dann, als schon das Fuhrwerk auf der Fähre, die endlich herüber gekommen, sich langsam über den hochangeschwollenen Strom bewegte.

Der Wagen hielt am andern Ufer.

„Wohin soll ich Euch bringen, Frau?" fragte der Fuhrmann.

„Ich will aussteigen," erwiederte sie, selbst im unklaren was sie beginnen sollte.

„In diesem Regen? Es gießt wie aus Kannen, und hübsch ist's mein' Seel' nicht zu gehen. Doch wie Ihr wollt!"

Er half ihr, die kaum wußte, was sie that, vom Wagen, grüßte, und da er wohl denken mochte, daß sie außer dem bereits empfangenen Fahrgeld nichts mehr zu geben habe, fuhr er ohne weiteren Aufenthalt der Stadt zu . . .

Therese — sie war es, die hier unter so armseligen Umständen angekommen — stand noch eine Weile still, als könne sie sich noch immer nicht von der Gewalt des Eindruckes erholen, den die Stadt, die sie so lange Jahre nicht gesehen, auf sie machte.

Sie war in der Heimath — dort d'rüben, inmitten des brausenden Stromes, lag die grüne Insel! . . . .

Scheu von der Stadt weg, warf sie einen Blick

hinüber . . . der Regen verhüllte die Insel . . . aber sie kannte die Stelle genau . . . und schauernd wandte sie sich wieder ab . . .

Die Hände über das Antlitz geschlagen, verweilte sie noch immer, unbekümmert um Wetter und Wind, auf demselben Platze . . .

Der Regen schlug ihr in's Gesicht; sie fühlte es nicht . . . . der kalte eisige Wind schnitt durch ihre durchnäßten Kleider; sie merkte es nicht . . .

„Kommt doch herein, Frau! Was steht Ihr denn da draußen? Das ist ja ein Wetter zum Gott erbarmen!" rief plötzlich eine Stimme hinter ihr.

Erschrocken wandte sie sich um, und erblickte eine Bauersfrau in der Thür eines niederen Hauses, wenige Schritte vor ihr und das sie gar nicht beachtet hatte.

Die Frau nickte ihr freundlich zu und wiederholte die Einladung.

Therese zauderte, dann aber, von dem Gedanken erschreckt und ergriffen, durch die Stadt am Tage gehen zu müssen, doch vielleicht von Jemand erkannt zu werden — gehorchte sie der Aufforderung, und trat in das Haus . . .

Ihre Wirthin konnte sich gar nicht beruhigen über den Zustand Theresens, und ließ nicht eher

nach, als bis diese die nassen Kleider mit andern trockenen von den ihrigen vertauscht.

„So," meinte die gute Frau, um Sie beschäftigt — „nehmt indeß fürlieb. 's ist alles was ich geben kann. Euer Rock und Mantel mögen am Ofen hängen, bis sie trocken geworden. Setzt Euch hierher, hier ist's wärmer." Sie schob einen Stuhl zum Feuer und nöthigte Therese zum Sitzen, während sie einem kurzen stämmigen Burschen, ihrem Sohne, zurief: „Hannes, sieh' nach den Kartoffeln!"

Und wieder zu Therese gewendet, die sich in der Wärme behaglicher zu fühlen anfing, fragte sie ohne aber eine Antwort abzuwarten: „Ihr kommt wohl weit her? Kann mir's denken, seht ganz darnach aus. Da werdet Ihr wohl auch Hunger haben?"

Eine dunkle Röthe stieg in Theresens Gesicht; sie hatte ihr letztes Geld dem Fuhrmann gegeben, und seit gestern Morgen nichts genossen ....

„Nun, nun," meinte die Andere, die es wohl errathen mochte. „Das ist keine Schande und kommt bei armen Leuten, wie wir sind, öfter vor. Nur auf Gott vertraut, der hilft über Alles und zu Allem."

Geschäftig trat sie an den Ofen, wo ein irdener Topf brodelte, schob ihren Jungen bei Seite,

und sagte: „Leg' Gabel und Messer zurecht, der Vater muß gleich kommen!"

Er kam so eben, in Begleitung eines hübschen ziemlich hochaufgeschossenen Mädchens, seiner Tochter, zur Thür herein. Er war einigermaßen verwundert, Therese zu finden, seine Frau klärte ihm aber die unerwartete Erscheinung bald auf, und in kurzer Weile vereinigte sich die Hausgenossenschaft um das Mittagbrod.

Dasselbe war frugal genug, aber die Freundlichkeit der Leute und wie es angeboten wurde, herzlich ohne Aufhebens und Ziererei, gaben ihm eine seltene unbezahlbare Würze . . .

Während des Essens, dem eine Erinnerung an ihr väterliches Haus, wie die ganze Eintracht der Familie — ein stilles Gebet vorausging, schwebte wohl öfter eine Frage nach den Bewohnern des Forsthauses d'rüben auf der grünen Insel, auf Theresens Lippen, aber sie fürchtete sich zu verrathen und schreckte auch scheu vor dem Gedanken zurück, das Schlimmste zu erfahren — und bald sollte sie ja die Ihrigen wiedersehen. — —

Vierundzwanzigstes Capitel.

Düster senkte sich der Abend nieder, die schwarze Nacht schien ihm rasch folgen zu wollen. Zwar hatte der Regen am Nachmittage etwas nachgelassen, aber nur um nach einiger Zeit heftiger wiederzukehren, und plätschernd stürzte es vom Himmel herab, als gält' es der Sindfluth eine Gasse zu machen . . . Hochaufgeschwollen wälzten sich die trüben Fluthen der Weichsel überstürzend, wirbelnd, weiter, im Grimm an die Dämme rüttelnd, die des Wassers Drängen und Wogen beengten . . .

Der stoßweise Wind, inzwischen in einen Sturm übergegangen, stürzte sich heulend über Strom, Stadt und Land, und unter seiner verheerenden Gewalt brach dort und hier ein morsches Dach, manch' starker Ast und manch' entwurzelter Stamm des Waldes . . .

Ruhig war es nur in den Häusern, eine Ruhe mit Besorgniß gemischt, gedachte man der Wanderer auf offener Straße; mit Behaglichkeit empfunden, sah man in der Familie all' die Seinigen versammelt . . .

Still aber, todtenstill, war es in dem Forsthause auf ‚der grünen Insel.' Noch stand es wie vor Zeiten, umgeben von den gewaltigen Eichen, von

denen keine fehlte, aber von der früheren Sauberkeit und Frische, die dem Besucher freundlich entgegengelacht, war keine Spur zu entdecken; die Außenwände waren verwittert, hier und da bröckelte der Kalk, Thür' und Fenster ließen die sorgliche reinliche Hand vermissen . . .

Im Innern wurde dieselbe Vernachlässigung, wenn auch nicht im gleichen Grade, bemerkbar, und hatte früher hier die größte Ordnung geherrscht, viele Anzeichen deuteten jetzt auf das Gegentheil.

Dieser Umstand und die große Ruhe im Hause konnten darauf schließen lassen, daß das Haus nicht mehr bewohnt sei; es war jedoch nicht der Fall. In dem Zimmer des Erdgeschoßes brannte das Licht einer Oellampe, und eine schwarzgekleidete Frauengestalt saß vor einem Bette, in welchem ein Mann zu schlummern schien.

Die Frauengestalt war Anna, die älteste Tochter des Försters Wolfram. Sie hatte ungemein gealtert, Kummer und Gram prägten sich in ihren Zügen scharf aus, tiefe Furchen zogen sich über Stirn und Wangen. Sie blickte unverwandt, mit den Zeichen der größten Besorgniß, auf den Mann, und keine seiner noch so leisen Bewegungen entging ihrer Aufmerksamkeit. Und in der That! war sie ein Bild

des tiefsten Leides, dem durchwachte Nächte, Angst und Befürchtung in dem abgehärmten Antlitz geschrieben standen, er war es noch weit mehr. Aus diesem, von spärlichem weißem Haar eingefaßten leichenblassen Gesicht, den tief eingeschnittenen zahlreichen Furchen, den hohlen Augenringen, sprach langjähriges Elend, sprach der nahende Tod . . .

Die Wanduhr schlug elf.

Anna blickte auf die Arzneiflaschen vor ihr auf einem kleinen Tischchen, dann wieder nach dem Bette des Mannes; es war die Zeit, wo er Medicin einnehmen sollte. Sie hätte ihm leise rufen mögen: „Vater!“ aber er hielt die Augen noch immer geschlossen, und sie fürchtete ihn aus dem Schlummer zu stören . . .

Zuweilen horchte sie auch hinaus, ob der Jägerbursche nicht zurückkehrte, den sie nach der Stadt hinübergeschickt zu dem Arzt, daß er um Gotteswillen käme. Aber es war nichts zu hören, als der Sturm, der draußen fortraste, als der Regen, der prasselnd an die Fensterscheiben schlug . . .

Still war es im Innern, todtenstill . . .

Anna erhob sich leise von ihrem Sessel und, die Hand auf das bange Herz gelegt, lauschte sie an dem Munde des Vaters; er athmete noch . . .

Plötzlich horchte sie auf; es war ihr, als klopfe Jemand an's Fenster, als öffne sich draußen die Thür, als gingen in der Hausflur furchtsame Tritte . . . als hielte es vor dem Zimmer . . .

Sie horchte mit zurückgehaltenem Odem . . .

Es pochte, leise, kaum zu vernehmen.

„Wer ist's?" fragte von seinem Bette der Kranke, indem er die Augen langsam aufschlug.

„Ich weiß es nicht, Vater."

„Sieh' nach . . . ."

Anna ging und öffnete.

„Eine Bettlerin!" sprach sie zurückkehrend und nach Münze suchend.

„Gieb ihr!"

Inzwischen würde die Thüre vollends sachte geöffnet und eine Frauengestalt trat ein. Sie behielt den Drücker der Thür in der Hand und schien sich daran festhalten zu wollen, denn ihre ganze Erscheinung verrieth eine Erschöpfung bis zur Ohnmacht . . .

Anna wandte sich wieder hin, der Bettlerin ein Almosen zu überreichen, doch erschrocken zog sie die Hand zurück . . . bei dem Schein der Lampe, der jetzt auf die Fremde fiel, glaubte sie einen Geist zu erblicken . . .

Diese Züge . . . das Gesicht . . . „Therese!" schrie sie auf . . .

Der Kranke richtete sich in seinem Bette hoch empor . . .

Alle Lebenskräfte schien er zurückerhalten zu haben; auf beide Arme gestützt, den Kopf vorgebeugt, starrte er hinüber, nach ihr hin . . . mit Augen, aus denen ein verzehrendes Feuer loderte . . .

Es war ein Moment . . . Ohne Laut, ohne ein Wort gesprochen zu haben, sank er wieder in die Kissen zurück . . .

„Vater!" rief Therese mit herzzerreißender Stimme, und stürzte vor dem Bette nieder.

Er antwortete nicht.

„Vater!" wiederholte sie noch einmal, „Vater, vergieb, wenn Du kannst!" Sie umklammerte angstvoll mit beiden Händen seinen Körper . . .

„Wenn ich kann?" murmelte er kaum hörbar und mühsam die Augen offen haltend . . . „Es ist mir, als wärst Du mein Liebstes gewesen . . . mein Liebstes auf Erden . . . Du hast mir viel Kummer gemacht . . . Mädchen, unendlichen Kummer . . . . Fort und fort hab' ich an Dich gedacht . . . auch wenn ich es nicht gewollt . . . fort und fort . . . Es war eigen, recht eigen . . . Du warst lange vom

Vaterhause, wo sie Dich Alle so gern gehabt . . . dennoch bist Du gegangen . . . bei Nacht und Wind . . . Siebenfach hab' ich mein Herzblut um Dich verströmt, siebenfach Thränen um Dich vergossen . . . Du gingst, und das namenlose Elend zog in das Haus . . . Aber Du bist wiedergekehrt . . . das ist lieb von Dir, lieb und schön . . ."

Erschöpft hielt er inne . . . seine Augen schlossen sich mehr und mehr . . . suchend streckte er die Hände nach ihr aus und sagte: „Wo bist Du? . . . Ich sehe Dich nicht . . ." Sie rückte ihm näher . . . Er legte seine Hand auf ihr Haupt und segnete sie . . .

„Wie ich vor einer Stunde durch den Mund des Priesters Vergebung von Gott erhalten . . . so sei Dir vergeben . . . Ich segne Dich! . . ."

Es waren seine letzten Worte; er hatte vollendet. —

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Die Schwestern kamen vom Grabe des Vaters zurück.

Man hatte ihn, wie er es noch im Leben gewünscht, neben seiner Gattin, die ihm zwei Jahre vorausgegangen, gebettet.

Wie öde und schaurig wurde es nun im Försterhause! Schweigsam, in sich versunken, gingen die Schwestern nebeneinander — zwei Trauergestalten, die es still beklagten, zu einem Dasein verurtheilt zu sein, das ihnen auch nicht mehr die kleinste Hoffnung gewähren konnte. Freilich, durch eigene Schuld war es so gekommen; aber eben dieses Bewußtsein nagte wie ein Scorpion an ihrem Herzen, und die stillen Räume des Hauses wollten sie vollends erdrücken . . .

Die Mutter gestorben, der Vater dahingegangen, durch den Gram vor Zeiten dem Tode verfallen — Therese schauerte bei diesen Gedanken zusammen, und nirgends konnte sie Ruhe finden . . .

An der Schwester fand sie geringen Trost. Wie konnte sie ihn auch da finden, wo selbst eine Oede im Herzen wohnte, die nicht einen heiteren Blick in die Zukunft zuließ?

Das Herzblut war in Beiden verströmt, keiner

ihrer Pulse hätte höher mehr geschlagen, nicht für Freude und nicht für Schmerz; Schauer des sicher elendesten Daseins hefteten sich an jeden ihrer Schritte; überall starrten Verödung, Trostlosigkeit, Anklage ihnen entgegen.

Anna sprach das aus, mit jener furchtbaren stillen Resignation, die grausamer und zerstörender, wie die wildeste Verzweiflung.

Therese wiegte schweigend das Haupt, dann sprach sie wie mechanisch: „Auch Arthur ist todt.."

Der Name, der längstvergessene, lange nicht gehörte Name, wirkte elektrisch auf Anna; aber es war nur ein Moment, er ging vorüber . . . Sie fragte nicht, sie antwortete nicht . . .

„Magst Du noch leben?" sprach Therese wiederum nach einer Pause.

„Nein!" sagte die Schwester . . .

„So komm!" — Sie erhoben sich wie in stiller Verabredung, verließen das Haus und gingen zusammen dem Strome zu . . .

Sie blickten schweigend in die noch immer hochaufgeschwollenen Fluthen vom Ufer hinab . . .

Therese löste einen Shawl von ihrer Brust, fest banden sie ihn um ihre Leiber, und schlangen die Arme ineinander.

Noch einen Blick zurück auf das verödete Haus... einen empor zum Himmel gerichtet ... Sie stürzten hinab in die brausende Fluth ...

Die Wasser schlugen auf und hin ... rollten weiter, als wäre nichts geschehen. — —

Ende.